

**TERRA** UTOPISCHE ROMANE  
*Science Fiction*

1.- DM / Nr. 41

Österr. S. 7.-

**SONDERBAND**

**POUL ANDERSON**



# SCHACH DEM UNBEKANNTEN

(WE CLAIM THESE STARS)

War der Überfall auf den Planeten Vixen nur ein Ablenkungsmanöver  
im großen Spiel, in dem es um den Besitz der Milchstraße ging ? -  
Ein Weltraum-Abenteuer der Dominic-Flandry-Serie

**MOEWIG**  
VERLAG



Sonderband 41

POUL ANDERSON

# Schach dem Unbekannten



---

MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel: WE CLAIM THESE STARS  
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Walter Ernsting

Ein deutscher Erstdruck

---

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türken-Straße 24 Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen – Preis je Band DM 1.– . Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1961. – Scan by Brrazo 01/2007 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 4 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

## 1. Kapitel

Ruethen bereitete es zweifellos ein großes Vergnügen, seine Feinde zum Kristallmond einzuladen und dort zu bewirten. Er wußte, daß sie kommen würden – kommen *mußten*. Der Stolz der menschlichen Rasse war im gleichen Maße geschwunden, wie das Bedürfnis, nach außen hin selbstsicher und klug zu erscheinen, zugenommen hatte. Die nackte Tatsache, daß kaum fünfzig Lichtjahre jenseits Antares Raumschiffe mit ihren Besatzungen kämpften und starben, machte es sogar noch unmöglicher, die Einladung des merseiischen Gesandten abzulehnen. Und von allen diesen Gründen abgesehen – man fühlte sich ungeheuer frech und tapfer, wenn man sich in die Höhle des Löwen begab.

Captain Sir Dominic Flandry vom Geheimdienst der Raumflotte allerdings erlaubte sich eine kleine Kritik.

„Nicht, daß ich irgend jemand etwas Alkoholisches abschlagen möchte“, sagte er, „auch ist die irdische Küche Ruethens berühmt, und sein Koch wäre fast einen Krieg wert, aber ich nahm an, ich wäre auf Urlaub.“

„Das sind Sie doch“, entgegnete Diana Vinogradoff, Erste Lady des Mare Crisium. „Ihr Pech, daß ich Sie entdeckte.“

Flandry grinste und legte einen Arm um ihre Schulter. Er fühlte sich sehr sicher und wußte, daß er seine Wette mit Ivar del Bruno gewinnen würde. Er ließ sich ein wenig auf der Couch zurücksinken und schaltete das Licht aus.

Die ausgeborgte Raumjacht war zierlich und gebrechlich, aber der Salon – ein Wunderwerk aus Plastik und Kri-

stall. Als das Licht erlosch, wurde der Weltraum sichtbar. Das vorher absolute Dunkel überzog sich mit einem milchigen Schleier, in dem die frostigen Sterne wie Nadeln aus Diamanten lagen. Der mit Streifen überzogene Ball des Jupiter wurde zusehends größer und füllte die dunkle Kabine mit einem sanften Schimmer. Lady Diana wirkte wie eine Mythengestalt uralter Sagen – und vielleicht noch schöner. Ihre Juwelen blinkten wie heimliche Tränen.

Flandry strich selbstgefällig seinen kleinen Bart und ging sozusagen zum Angriff über.

„Nicht, bitte!“ wehrte Lady Diana ihn ab, aber sie tat es in einer Art, die von keinem Mann hätte ernst genommen werden können. „Jetzt noch nicht ...“

Flandry ließ sich Zeit. Nur keine Eile, der Ball würde noch Stunden dauern. Dann aber, wenn die Jacht mit verringerter Geschwindigkeit der Erde zustrebte und sie ganz allein waren ...

Seine Gedanken wurden durch ihre Stimme jäh unterbrochen.

„Warum erwähnten Sie das mit dem Urlaub?“ fragte sie. Ihre mit Leuchtfarbe polierten Fingernägel tanzten wie zwei Kerzenflammen durch die Dämmerung.

Flandry nahm eine Zigarette aus der Tasche und zog daran, um sie zu entzünden. Der glühende Tabak enthüllte ein wenig von seinem hageren Gesicht, aus dem die Backenknochen scharf hervortraten. Die Nase war gerade, die Augen waren grau und die Haare dunkelbraun. Die letzte Bioskulptur hatte ihn für seine Begriffe fast zu schön gemacht, aber schließlich mußte man seinen Freundinnen eine gewisse Abwechslung bieten, wollte man ihnen nicht zu

langweilig werden. Immerhin trug seine geschmackvolle Kleidung schon dazu bei, die meisten seiner Konkurrenten auszustechen.

„Die Angelegenheit auf Nyanza war doch reichlich anstrengend“, gab er zu und spielte damit auf sein letztes Abenteuer in einem fernen Sonnensystem an. „Ich habe mir einen Urlaub wirklich ehrlich verdient. Die Merseier regen mich genug auf, wenn ich sie nur von weitem sehe, ganz zu schweigen von der Anstrengung, sich auch noch mit ihnen spitzfindig zu unterhalten.“

„Heute werden Sie das nicht nötig haben, Sir Dominic“, sagte sie und lächelte sanft. „Vergessen Sie doch einmal diese heimliche Rivalität, die uns allen das Leben so schwer macht. Für heute wenigstens sollten Sie nicht daran denken, sondern versuchen, mit ihnen auszukommen.“

„Das versuche ich immer, Mylady, aber sie gehen nicht darauf ein.“

„Aber, das ist doch nicht wahr! Ich habe schon so oft mit ihnen gesprochen ...“

„Ja, ich gebe gern zu, daß sie charmant sein können, wenn sie das wollen – besonders Damen gegenüber.“ In seiner Stimme schwang eiskalter Hohn. „Das irdische Empire zu zerstören ist keine Arbeit, die sich von heute auf morgen erledigen läßt.“

Früh genug kam ihm zu Bewußtsein, daß er ja nicht im Dienst war; und es mußte ja auch Stunden geben, in denen er die Uniform des Geheimdienstes ablegte. Besonders jetzt, wo eine Wette über tausend Kredite mit seinem Freund im Spiele war. Ivar del Bruno hatte tatsächlich behauptet, Lady Diana würde ihre Gunst niemandem schen-

ken, der nicht zumindest den Rang eines Earls bekleidete. Das war eine Herausforderung, der Flandry nicht widerstehen konnte, zumal er sich seiner Fähigkeiten durchaus bewußt war. Trotzdem war der Beginn des Abenteuers nicht so verlaufen, wie er es sich vielleicht gedacht hatte, wenn es ihm schließlich auch gelungen war, die launische Lady zu dem Alleinflug mit ihm zu überreden.

Immerhin, so überlegte Flandry, wenn er noch einige Stunden wartete, bevor er seine letzten Karten ausspielte, sollte er seine Wette unbedingt gewinnen können.

Chives, sein Diener, Pilot und Leibwächter, lenkte die Jacht an den Kristallmond heran. Von einer Gewichtsänderung infolge der verringerten Geschwindigkeit war nichts zu spüren; die künstlichen Kraftfelder kompensierten alle Andruckerscheinungen. Sie landeten.

Flandry erhob sich, rückte den buntgeschmückten Hut zurecht, schlug den farbigen Mantel um seine hagere Gestalt und bot Lady Diana galant den Arm. Durch die Luftschleuse verließen sie das kleine Schiff und betraten im Schutze eines Plastiktunnels den Palast.

Die Lady konnte ihr Erstaunen nicht verbergen.

„So nahe habe ich ihn noch niemals gesehen – wer hat ihn eigentlich erbaut?“

Im Hintergrund des künstlichen Mondes stand der mächtige Jupiter als natürliche Kulisse, und das breite Band der Milchstraße zog sich quer über den nachtschwarzen Himmel. Die glasklaren Wände des Palastes erinnerten an das Wasser reiner Gebirgsbäche. Gravitationsfelder schlossen das einmalig schöne Gebäude ein, dessen Zinnen mit Diamanten und reinsten Juwelen geschmückt waren. Dicht da-

bei schwebte eine durchsichtige Kugel, mit Wasser angefüllt. Grüne Pflanzen schlossen sie ein, und die Schwerkraft wurde durch entsprechende Kraftfelder hier völlig aufgehoben.

„Der Satellit wurde vor einem Jahrhundert für Lord Tsung-Tse erbaut“, klärte Flandry sie auf. „Sein Sohn jedoch verkaufte ihn, um seine Spielschulden bezahlen zu können, an den merseiischen Botschafter, der ihn in eine Kreisbahn um Jupiter schaffen ließ – ein symbolischer Akt, finden Sie nicht auch, Mylady?“

Er sah ihre fragend in die Höhe gezogenen Augenbrauen, hielt es aber dann für besser, keine weiteren Erklärungen dazu abzugeben. Dafür blieb ihm selbst Zeit, über das Problem nachzudenken.

Es war das übliche Problem der Dekadenz. Terra war für eine zu lange Zeit zu reich und zu mächtig gewesen. Wir sind einfach zu alt und zu bequem geworden, sah Flandry ein. Dagegen ist das merseiische Empire jung und frisch; es ist weiter diszipliniert, kampflustig und wagemutig. Rein persönlich gefällt mir unser bequemes Leben, aber ich weiß, daß es unser Verderben sein wird. Jemand muß etwas unternehmen, und es sieht wieder einmal so aus, als sei ich das Opfer.

Sie näherten sich dem Portal, und es war Ruethen selbst, der ihnen zur Begrüßung entgegenschritt. Er machte sogar eine leichte Verbeugung und berührte mit seinen hornigen Lippen die gereichte Hand der Lady.

„Ein seltenes Vergnügen“, sagte er mit seiner tiefen Stimme, die dem akzentreichen Terranisch einen völlig unirdischen Klang gab.

Lady Diana betrachtete ihn und versuchte, ihn in die Reihe ihrer Verehrer einzustufen. Die Merseier waren ebenfalls Säugetiere, aber sie zeigten rein äußerlich mehr Verwandtschaft mit ihren reptilischen Vorfahren, als die Menschen es je taten. Die Haut leuchtete in fahlem Grün, war haarlos und mit feinen Schuppen bedeckt. Ein Hautkamm begann am Kopf, lief den Rücken herab und endete in einem dicken, grünen Schwanz. Aufrecht stehend würde Ruethen gute zwei Meter groß sein, aber seine etwas nach vorn gebeugte Gestalt ließ ihn kleiner erscheinen. Abgesehen von seiner Kahlheit und den verborgenen Ohren besaß sein Gesicht trotzdem entfernt menschliche Züge. Man konnte es sogar schön nennen, wenn man den Umgang mit extraterrestrischen Wesen gewohnt war. Die Augen waren nichts als winzige, schwarze Punkte.

Ruethen trug die Uniform seines Standes, pechschwarz mit silbernen Streifen. An seiner Hüfte saß die klobige Stahlpistole.

Lady Dianas Mund zwang sich zu einem Lächeln.

„Wollen Sie damit behaupten, daß Sie meinen Namen schon einmal gehört haben?“

„Ehrlich gesagt, nein“, gab Ruethen unhöflich zurück. Jeder Edelmann von Terra hätte seine Ignoranz nicht so offen gezeigt. „Aber das macht nichts. Solange das Licht auf diesem Altarstein brennt, soll Friede zwischen uns sein – wie ein Vertreter unserer Stämme des ‚Kalten Tales‘ sagen würde.“

Dann wandte Ruethen seine Aufmerksamkeit Flandry zu. Seine Gelassenheit schwand plötzlich dahin. Die Spannung löste sich aber sofort wieder und wurde zu einer

durchsichtigen Maske fast übertriebener Gleichgültigkeit.

„Wir haben uns schon gesehen“, stellte er fest und lächelte unmerklich. „Willkommen, Sir Dominic Flandry. In der Garderobe erhalten Sie einen Gedankenschirm.“

„Was?“ stieß Flandry hervor; für eine Sekunde hatte er die Beherrschung verloren.

„Wenn Sie einen wünschen, natürlich.“ Ruethen wandte seine Aufmerksamkeit nun wieder der Lady zu. „Darf ich später damit rechnen, daß Sie mir einen Tanz gestatten?“

Sie verlor ein wenig ihre zur Schau getragene Zurückhaltung.

„Aber gern“, antwortete sie. „Es wird ein einmaliges – eh – Erlebnis für mich werden, Mylord.“

Das würde es wohl werden, dachte Flandry spöttisch und führte sie in den großen Saal. Das Angebot Ruethens beunruhigte ihn. Warum sollte er wohl einen Gedankenschutz tragen?

Aber dann erblickte er auf der anderen Seite des Saales die schwarze, dürre Gestalt.

Ein eiskalter Schauer rann über seinen Rücken ...

## *2. Kapitel*

„Augenblick, Mylady –“

Er fand kaum Zeit, sich bei seiner Begleiterin für seine Unhöflichkeit zu entschuldigen, so schnell machte er kehrt, um zu der Garderobe zu gelangen. Seine Füße berührten nur flüchtig den Kristallboden, durch den – Hunderte von Lichtjahren entfernt – die Konstellation des Orion hindurchschimmerte.

„Gedankenschirm!“ forderte er keuchend von der Bediensteten.

Die Sklavin war ein hübsches, junges Mädchen. Ruethen hatte Geschmack bewiesen, als er sie erwarb.

„Ich habe nur wenige zur Verfügung“, entgegnete sie unentschlossen. „Seine Lordschaft befahl mir, sie nur ...“

„Für mich ganz sicher!“ unterbrach Flandry sie und riß dem erstaunten Mädchen das Gebilde aus Draht, Batterien und Transistoren aus der Hand, um es über den Kopf zu stülpen. Erst dann beruhigte er sich. Er entzündete eine Zigarette und schlenderte den Weg zurück, den er gekommen war. Er brauchte jetzt dringend eine Stärkung an der Bar.

Aycharaych von Chereion stand unter mächtigen Kristallsäulen, und niemand sprach mit ihm. Die Terraner tanzten, während die Außerirdischen in Gruppen zusammenstanden und der Musik lauschten. Flandry drängte sich hindurch und erreichte endlich die Bar.

„Scotch“, bestellte er.

Lady Diana näherte sich ihm und schien nicht zu wissen, ob sie beleidigt sein sollte oder nicht. Mit einigem Vorwurf bemerkte sie: „Nun weiß ich doch wenigstens, was Sie unter Benehmen verstehen, Sir Dominic. Was ist denn das für ein Ding?“ fügte sie hinzu und zeigte auf seinen Kopf.

Flandry nahm erst seinen Drink und fühlte sofort Erleichterung.

Er erwiderte mit einem maliziösen Lächeln:

„Man sagte mir immer, es sei mein Gesicht.“

„Dummer Scherz, Mylord. Ich meine natürlich dieses blödsinnige Drahtgeflecht auf Ihrem Haupt.“

„Das ist ein Gedankenschutz“, erklärte er.

Er schob dem Barkeeper sein Glas zu und erläuterte weiter: „Das Ding überlagert die Energiewellen der Gehirnausstrahlungen und verwandelt sie in einen unentwirrbaren Kode. Mit anderen Worten: er verhindert, daß man meine Gedanken liest.“

„Aber das ist doch ohnehin unmöglich“, sprudelte die Lady überrascht heraus. „Ich meine, es ist unmöglich, wenn man nicht zu einer von Natur aus telepathischen Rasse gehört.“

„Diese Wesen sind selten genug“, versetzte er. „Jeder entwickelt seine eigene persönliche Sprache, die für den Außenstehenden unverständlich bleiben muß, wenn er sie nicht mühsam erlernt. Aus diesem Grund bedeutet Telepathie keine große Gefahr, denn es gibt nur sehr wenig Gedankenleser. Sie, Mylady, haben vielleicht niemals von einem Gedankenschirm gehört, nehme ich an. Er wurde erst vor wenigen Jahren entwickelt. Der leibhaftige Grund für seine Erfindung steht dort drüben.“

Sie folgte seinen Augen.

„Wer? Meinen Sie dieses schmale Wesen dort, das mit dem schwarzen Mantel?“

„Genau! Ich begegnete ihm erst einmal, und da entdeckte ich zu meinem Mißvergnügen, daß es eine einmalige Gabe besitzt. Ob diese Gestalt eine Ausnahme bedeutet, oder ob seine gesamte Rasse die gleiche Fähigkeit hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ist Aycharaych von Chereion in der Lage, die Gedanken aller Lebewesen in einem Umkreis von vielen hundert Metern einwandfrei zu lesen oder zu deuten. Dabei spielt es keine Rolle, ob er diesen Wesen zuvor bereits begegnete oder nicht. Mylady, dieses Ge-

schöpf – ein Mann wahrscheinlich – ist die *persona non grata* in unserem Herrschaftsbereich, und es besteht der strikte Befehl, den Mann ohne Anruf zu töten, wenn man seiner habhaft werden kann. Leider jedoch gehört der Jupiter den Ymir, nicht uns.“

„Bei allen Göttern!“ hauchte Lady Diana und errötete sanft. „Ein Telepath!“

„Trotzdem ein Gentleman“, tröstete sie Flandry spöttisch. „Aber es wird besser sein, wenn ich jetzt sofort mit ihm spreche. Sie werden sich hier kaum langweilen, denn ich sehe, daß schon ein halbes Dutzend Edelmänner darauf wartet, Ihnen den Hof machen zu dürfen. Bis nachher ...“

Aber Flandry hatte sich verrechnet.

„Die können warten“, antwortete Lady Diana lächelnd und nahm seinen Arm. „Dieser Aycharaych – oder wie er heißt – interessiert mich mehr als sie alle zusammen. Gehen wir.“

Flandry streifte gelassen ihre Hand ab. Sie griff erneut zu, diesmal kräftiger. Aber wieder machte er sich frei. Es grenzte bereits sehr an Unhöflichkeit. Er sagte: „Tut mir außerordentlich leid, Mylady, aber ich habe einige Geschäfte zu erledigen, dazu kann ich Sie leider nicht einladen. Amüsieren Sie sich inzwischen.“

In ihren Augen funkelte plötzlicher Haß, als sie sich kurz umdrehte und den Herzog vom Mars so enthusiastisch begrüßte, daß dieser junge Mann nicht wußte, wie ihm geschah.

Flandry seufzte, als er sich in Bewegung setzte. Ich habe meine Wette nun mit Bestimmtheit verloren, sagte er sich, schob die Zigarette unternehmungslustig in den Mundwin-

kel und schritt quer durch den Saal auf die unheimliche schwarze Gestalt zu.

Aycharaych lächelte. Sein Gesicht war ebenfalls entfernt menschlich zu nennen, aber die Augenbrauen, die Nase, der Mund und das Kinn schienen alle das Bestreben zu haben, ein großes V zu bilden. Die goldene Haut wurde nach oben durch kleine, bunte Federn abgegrenzt, aus denen die spitzen Ohren senkrecht nach oben ragten. Die breite Brust, die wespengleiche Taille und die langen Beine wurden durch den Mantel verdeckt. Die Füße, vier Zehen und einen Sporn über der Ferse, waren nackt.

Flandry war sich ziemlich sicher, daß auf Chereion das intelligente Leben vom Vogel abstammte und daß der Planet sehr trocken sein mußte, von einer dünnen und kalten Atmosphäre umgeben. Viel wußte man nicht von Chereion, aber man konnte ahnen, daß die Bewohner eine sehr alte Kultur besaßen und sicherlich nicht Untertanen der Merseier genannt werden konnten. Alles Weitere aber versank im Meer des Nichtwissens und der bloßen Vermutung. Flandry wußte nicht einmal, wo innerhalb des merseiischen Empires der Planet Chereion seine Sonne umkreiste.

Aycharaych streckte ihm seine klauenartige Hand entgegen. Flandry nahm sie und verspürte für eine Sekunde das fast unwiderstehliche Verlangen, die feinen Glieder mit einem kräftigen Druck zu brechen. Sein Gegenüber war zwar größer als er, aber dafür dünn, hager und zierlich.

„Es ist ein Vergnügen, Sie wieder zu treffen, Sir Dominic“, behauptete Aycharaych und lächelte. Seine Stimme klang schön und tief. Flandry blickte in warme, rostbraune Augen. Er ließ die Hand los.

„Für Sie wird diese Begegnung wohl kaum unerwartet kommen“, meinte er. Aycharaych ging nicht darauf ein. Er sagte: „Sie reisen sehr viel, aber wenn ich auch vermuten durfte, heute einige Leute des Korps hier zu treffen, so konnte ich nicht sicher sein, ob Sie dabei sein würden. Man weiß ja nie, wo Sie stecken.“

„Das gleiche gilt für Sie“, entgegnete Flandry.

„Meine Gratulation übrigens. Die Sache mit Nyanza haben Sie großartig erledigt. Allerdings werden wir A-U nun doch sehr vermissen. Er erinnerte so schön an frisches Wasser.“

Flandry bemühte sich, keine Überraschung zu zeigen. Er sagte: „Und wir dachten, die Angelegenheit wäre streng geheim behandelt worden. Die kleinsten Krüge haben die größten Henkel – eine alte Weisheit. Wie lange sind Sie bereits hier im Sonnensystem?“

„Einige Wochen – eine Vergnügungsreise.“ Er neigte den Kopf. „Ah – nun spielen sie einen Walzer von Strauß. Wunderbar – ich liebe Strauß.“

„So?“ machte Flandry. Sein Interesse für antike Musik war kaum größer als das, auf der Stelle Selbstmord zu begehen. „Ich würde es nicht wissen, wenn Sie es nicht gesagt hätten.“

„Eine Bildungslücke, mein Lieber“, stellte der Unheimliche fest. „Wenn man mich zeit meines Lebens einsperren und mir nur ein Tonband zur Verfügung stellen würde, so nähme ich Musik von Strauß.“

„Ich werde dafür sorgen“, versprach Flandry.

Aycharaych lachte glucksend.

„Kommen Sie“, sagte er und ergriff seinen Arm. „Wir

suchen uns ein friedlicheres Plätzchen – aber ich warne Sie. Sie sollten Ihre kostbare Zeit nicht mit mir verschwenden, denn ich bin kein amüsanter Gesellschafter. Ich sollte vielleicht die Erde wieder einmal heimlich besuchen, obwohl es mir widerstrebt, den imperialen Behörden ...“

„Die sind ohnehin mit Aycharaych-Alarmanlagen ausgestattet“, warnte ihn Flandry.

„Oh – Telepathie-Detektoren? Ja, das nahm ich fast an. Aber ich bin wohl auch schon zu alt und gebrechlich, um ihre Schwerkraft länger auszuhalten. Und nach Ihren Teleshows scheine ich auch nicht der Typ zu sein, in den man sich verlieben kann. Trotzdem reizt es mich immer wieder, der Welt einen Besuch abzustatten, die Ihre Rasse hervorbrachte. Aber man mag mich nicht, ich weiß. Nebenbei, Sir Dominic: es ist unnötig, daß Ihre Behörden einen Druck auf die Ymir ausüben und meine Ausreise verlangen. Mein Schiff geht in zwanzig Stunden.“

„Wohin?“ fragte Flandry schnell.

„Hier- und dorthin“, wich der Telepath aus.

Flandry fühlte, wie seine Magenwände sich zusammenzogen.

„Syrax?“ vermutete er.

Sie waren durch den Saal geschritten und blieben vor dem durchsichtigen Eingang zum schwerelosen Schwimmbad stehen. Wie eine Kristallkugel schwebte der Wasserball frei in der Luft, umgeben von einem künstlich angelegten Dschungel. Im Hintergrund hing Jupiter vor dem sternbedeckten All. Später, so wußte Flandry, würden einige Gäste ihre Kleider ablegen und in der Schwerelosigkeit schwimmen – ein einzigartiges Vergnügen.

Aycharaych stieß sich an der Schwelle ab und segelte wie ein riesiger Vogel quer durch den Glasraum; wie Flügel wirkte nun sein schwarzer Mantel. Flandry folgte ihm, aber er hatte mehr Schwierigkeiten, sich so schnell umzustellen.

Der Telepath griff nach Ästen und hielt sich fest.

„Diese wunderbaren Blumen“, lobte er begeistert. „Wie sich ihre schwarzen Blüten gegen das silberne Wasser abheben! Es ist fast eine grausige, barbarische Schönheit ...“

„Schwarz?“ entfuhr es Flandry, und er sah erstaunt auf die dunkelvioletten Orchideen. Dann aber kniff er schnell die Lippen zusammen.

Zu spät. Aycharaych hatte bereits begriffen. Er lächelte mild.

„Das hätte mir nicht entchlüpfen dürfen“, bedauerte er aufrichtig. „Nun wissen Sie, daß ich im Bereich der blauen Wellen farbenblind bin.“

„Dafür sehen Sie auf dem roten Bereich mehr als ich.“

„Stimmt, aber Sie wissen weiter, daß meine Sonne kälter und röter als Ihre ist. Falls Ihnen das allerdings helfen sollte, meine Heimatwelt aufzustöbern, so kann ich Ihnen dazu nur gratulieren.“

„Die Syrax-Wolke kommt schon nicht in Frage“, sagte Flandry. „Alle Sonnen dort würden Ihren Augen kaum behagen.“

Aycharaych betrachtete die Wasserkugel, in der bunte Fische schwammen.

„Ich gehe auch nicht nach Syrax“, sagte er. „Ich habe auch kein Verlangen danach. Es gibt dort für meinen Geschmack zuviel Krieg und Soldaten. Ich mag ihre Mentali-

tät nicht.“ Er verneigte sich. „Sie sind natürlich ausgeschlossen.“

„Natürlich!“ Flandry grinste. „Immerhin, wenn Sie damit den Merseiern einen Gefallen tun könnten ...“

„Jetzt schmeicheln Sie aber, mein Lieber“, sagte der Unheimliche. „Doch ich fürchte fast, Sie haben noch eine zu romantische Einstellung hinsichtlich der grausamen Politik. Tatsache ist, daß keine der beiden Seiten ernsthaft daran interessiert ist, Syrax endgültig zu erobern. Merseia könnte Syrax gut als Vorposten gegen Ihr Empire ausbauen, während Terra Syrax will, damit wir es nicht bekommen.“

Die beiderseitige Unentschlossenheit gipfelt immerhin darin, daß keiner einen offenen Krieg wegen Syrax wünscht. Man begnügt sich mit kleineren Überfällen, entsendet Agenten und tastet die Streitkräfte des anderen ab. Aber einen richtigen Krieg – das scheint beiden Seiten nicht wert zu sein.“

„Ich glaube auch kaum, daß wir einen Gegenangriff starteten, wenn Ihre Rasse Syrax für sich beanspruchte“, erwiderte Flandry. „Das gäbe einen Gegen-Gegen-Angriff, unter dem sogar vielleicht die Erde leiden würde. Wir fühlen uns viel zu wohl, um ein solches Risiko einzugehen.“ Flandry riß sich zusammen. Warum dem Gegner die eigene Bitterkeit spüren lassen? Man konnte ihm das übelnehmen.

„Falls wir Syrax besäßen“, fuhr der Unheimliche fort, „würde das den Zusammenbruch des terranischen Empires um etwa hundert Jahre beschleunigen – einen Irrtum von zehn Jahren plus oder minus einbegriffen. Das errechneten unsere Elektronengehirne, obwohl ich diesen Mechanismen nicht das gleiche Vertrauen entgegenbringe wie unsere Of-

fiziere. Immerhin liegt der Zeitpunkt des wahrscheinlichen Zusammenbruches jetzt ungefähr bei 150 Jahren. Es wundert mich also, warum Ihre Regierung sich deshalb Sorgen macht.“

„Vielleicht sind wir ein wenig sentimental“, erklärte Flandry gleichmütig. „Auf der anderen Seite legt es niemand von uns darauf an, im Krieg getötet zu werden.“

„Da haben wir wieder einmal die typisch menschliche Einstellung: es fällt Ihnen schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, sterben zu müssen. Sie halten den Tod wohl für einen sehr unfreundlichen Herrn?“

„Vielleicht. Wie würden Sie ihn denn nennen?“

„Vollkommenheit.“

Ihre Unterhaltung glitt in philosophische Bahnen, und Flandry stellte mit Erstaunen fest, daß er niemals zuvor einen so interessanten Gesprächspartner getroffen hatte. Aycharaych war nicht nur weise, sondern er konnte auch sehr behutsam sein, wenn es um schwierige Probleme ging. Mit ihm zu reden und ewige Fragen zu erörtern war, als lege man sein Inneres frei. Er war nichtmenschlich und dachte anders als ein Mensch. Er urteilte auch anders, deshalb verstand er aber doch alle Wünsche und Fragen in ihrem Ursprung.

Schließlich fand Flandry eine Entschuldigung, um sich verabschieden zu können. Geschäft ist Geschäft, dachte er mit Bedauern und kehrte in den großen Saal zurück. Da Lady Diana ihn jetzt strikt ignorierte, engagierte er eine rothaarige Schönheit und nahm sie mit sich in einen Nebenraum. Hier begnügte er sich mit einer oberflächlichen Unterhaltung, um sich dann überraschend abrupt zurückzu-

ziehen. Er erreichte die Jacht und weckte seinen Diener Chives.

„Nach Hause“, befahl er diesem. „Höchste Beschleunigung, soweit der Kasten das aushält.“

„Wird gemacht, Sir.“

In kürzester Zeit, so glaubte Flandry, würde er wieder auf der Erde sein und alle Vorbereitungen treffen, Aycharaych jene Vollkommenheit zu geben, die er den Tod nannte. Und seltsamerweise wünschte er heimlich, auch dieser Versuch würde fehlschlagen ...

### *3. Kapitel*

Zufällig war augenblicklich Tag über Nordamerika, wo Vizeadmiral Fenross sein Hauptquartier hatte. Flandry hätte ihn auch mitten in der Nacht aus dem Bett geholt, und zwar mit besonderem Vergnügen, wenn es ihm ratsam erschienen wäre.

Er sparte eine ganze Stunde, weil Chives die Jacht illegal durch den Zivilverkehr steuerte und landete. Mit einem einfachen Overall über der Ballkleidung eilte Flandry zu dem Wachposten, der niemand ohne Ausweis in das Gebäude lassen durfte.

Er sah in die Mündung eines auf ihn gerichteten Blasters.

„Aber, Sergeant, Sie kennen mich doch! Lassen Sie mich herein, es ist wichtig.“

„Schätze, ich kenne Ihr Gesicht, Sir, aber Gesichter kann man wechseln wie ein Hemd. Ohne Paß ist nichts zu machen. Bleiben Sie dort, wo Sie sind, während ich die Wache verständige.“

Flandry überlegte ernsthaft, ob er den Posten anspringen sollte, aber er wußte, daß er mit Judo genau so Bescheid wußte wie er selbst. Verdammt, die gewonnene Stunde würde verlorengehen. Wenn er doch nur ... halt! In seinem Gedächtnis sprang ein Einfallsfunke auf. Er sagte:

„Sie sind Sergeant Mohandas Parkinson, wenn ich nicht irre, und Sie haben vier Kinder. Ihre Frau ist gräßlich eifersüchtig und versteht nicht, daß ein Mann ab und zu ... nun, Sie spielten Schach bei Madame Cepheid letzten Monat, nicht wahr?“

Der Sergeant bemerkte nicht, daß der Lauf seines Blasters zu zittern begann.

„Hä?“ machte er betroffen. „Ich verstehe nicht, wovon Sie sprechen.“

„Dann muß ich eben deutlicher werden. Der Fußboden in Madame Cepheids Wohnraum ist das Schachbrett, stimmt's? Und die Figuren sind hübsche Mädchen. Man nimmt sie sich gegenseitig ab und sie ... nun, erinnern Sie sich? Ihre Frau würde sicherlich erstaunt sein, wenn sie erführe, wie munter Sie unter gewissen Umständen sein können ...“

„Hören Sie auf und machen Sie, daß Sie hereinkommen, Sie – Sie Erpresser!“ knirschte der Sergeant, um erschrocken hinzuzufügen: „Sir.“

„Schon gut“, beschwichtigte ihn Flandry grinsend, klopfte dem Erstaunten auf den Helm und schritt an ihm vorbei.

Im Gegensatz zu vielen anderen Beamten hatte Vizeadmiral Fenross keine reizende Sekretärin im Vorzimmer sitzen. Dafür fragte eine blecherne Robotstimme nach Flandrys Begehrt.

„Es ist wichtig.“

„Der Admiral ist sehr beschäftigt ...“

„Ich auch! Melden Sie mich.“

Hohlwangig und blaß saß Fenross hinter seinem Schreibtisch und blickte Flandry entgegen. Er verbarg heute seinen Haß geschickter als sonst.

„Nanu?“ wunderte er sich. „Was ist geschehen, daß Sie die amüsante Gesellschaft so bald verließen?“

Flandry setzte sich und entzündete eine Zigarette. Es erschreckte ihn nicht besonders, daß Fenross ihm seine Spione nachgeschickt hatte – fast war es zu erwarten gewesen. Warum eigentlich waren sie Feinde, versuchte Flandry sich zu erinnern. Ein Mädchen war schuld daran gewesen, ja. Ich nahm sie ihm weg – so wenigstens glaubte er. Wie hieß sie denn – Marjorie ... Margaret? Wir waren zusammen auf der Kadettenschule. Es war ein Spaß, kaum mehr, aber Fenross hatte es sehr ernst genommen.

„Ich halte die Nachricht für zu wichtig, um sie selbst dem besten Verstümmler anzuvertrauen, Sir. Ich wollte ...“

„Sie haben Urlaub“, unterbrach Fenross ihn. „Und somit haben Sie hier im Hauptquartier auch nichts zu suchen.“

„Aber – ich habe mit Aycharaych gesprochen. Er ist auf dem Kristallmond.“

Die Muskeln in Fenross' Gesicht zuckten fast unmerklich.

„Ein inoffizieller Bericht ist verboten. Jenseits von Aldebaran ist der Teufel los. Wenn Sie meinen, Sie hätten eine große Entdeckung gemacht, füllen Sie das vorgeschriebene Formular aus und leiten Sie Ihren Rapport dem üblichen Geschäftsgang zu.“

„Aber – Admiral Fenross! Begreifen Sie denn nicht? In wenigen Stunden verläßt er das System mit einem Kurierschiff. Er ist unantastbar, solange er sich im Gebiet der Ymir befindet, aber wir können ihm den Weg abschneiden – eine einmalige Gelegenheit, Sir. Er ist klug. Er kann entweichen, aber das müssen wir verhindern.

Aycharaych ist kampfmäßig mehr wert als eine ganze Flotte der Merseier.“

Fenross streckte seine leicht zitternde Hand aus und nahm eine Tablette aus einer Schachtel. Hastig schluckte er sie.

„Ich habe mindestens vierzig Stunden nicht geschlafen“, sagte er. „Sie hatten auf der Jacht dazu natürlich genug Zeit. Es tut mir leid, aber ich kann die Vorschriften nicht umgehen. Es sei denn ...“, er blickte Flandry voll an. „Es sei denn, Sie beenden mit sofortiger Wirkung Ihren Urlaub.“

Flandry starrte auf den Mann, der ihn so haßte. Warum haßte er? Des Mädchens wegen? Nachdem er sich von ihr getrennt hatte, war sie kurze Zeit darauf bei einem Unglücksfall ums Leben gekommen. Und Fenross hatte seitdem kein anderes Mädchen auch nur angesehen ...

Er seufzte.

„Also gut, Sir. Ich melde mich hiermit zum Dienst zurück.“

Fenross nickte.

„Sagen Sie das dem Robot, damit es vermerkt wird. So, und nun habe ich eine Aufgabe für Sie.“

„Aber – Aycharaych ...“

„Das lassen Sie unsere Sorge sein. Für Sie habe ich viel

interessantere Dinge. Ein entschlossener Agent soll doch auch Gelegenheit erhalten, seinen Mut zu beweisen – meinen Sie nicht auch?“

Flandry dachte: Vielleicht haßt er mich auch deshalb, weil ich bisher mehr als er vom Leben hatte. Er sitzt immer nur hinter seinem Tisch. Wer weiß, was er alles versäumt! Vielleicht weiß er es selbst nicht.

Flandry setzte sich wieder; sein Gesicht blieb ausdruckslos.

Fenross trommelte mit den Fingerspitzen einen Marsch auf die Tischplatte und starrte gegen die Wand. Dann sah er seinen Besucher wieder an und begann von neuem: „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist streng geheim, obwohl niemand wissen kann, wie lange sich die Nachricht unterdrücken läßt. Einer unserer Planeten im Zentrum des Imperiums wird belagert.“

Flandry horchte auf. Erstaunt fragte er: „Wer wird von wem belagert?“

„Hören Sie zu“, erwiderte Fenross, „haben Sie je etwas von Vixen gehört?“ Er sah Flandrys verneinende Kopfbewegung und erklärte weiter: „Ich bin auch nur teilweise informiert. Jedenfalls handelt es sich um eine humanoide Welt, die um einen F6 – Stern kreist, hundert Lichtjahre von uns entfernt, nordwärts von Aldebaran. Im allgemeinen eine an Kolonien arme Gegend, aber Vixen machte sich gut. Gewissermaßen existiert Vixen inmitten einer Wüste. Vor einigen Wochen nun tauchte unerwartet eine große Raumflotte auf und verlangte die Übergabe des Planeten. Es handelt sich um einen fremden Schiffstyp; die Insassen konnten nicht identifiziert werden, sprachen aber gut Terranisch.“

Flandry rührte sich nicht von der Stelle. Er dachte angestrengt über längst bekannte Tatsachen nach, von denen er wußte, daß sie einen näheren Hinweis geben würden, wenn man am richtigen Punkt ansetzte. Der vorliegende Fall jedenfalls war ohne Beispiel.

Ein interstellares Reich konnte keine scharf abgesteckten Grenzen haben; die Sterne waren viel zu weit voneinander entfernt und gehörten den verschiedensten Klassen der Existenzbedingungen an. Außerdem gab es ihrer mehr als genug. Grob gesprochen war das irdische Empire eine Raumkugel von knapp 400 Lichtjahren Durchmesser, in deren Mitte die Sonne stand. Vier Millionen Sterne gehörten dazu, von denen knapp die Hälfte jemals besucht worden waren. Etwa hunderttausend standen in loser Verbindung mit der Zentralregierung auf Terra; vielleicht eine halbe Million *wußten* zwar von ihr, unterhielten aber sonst keinerlei Kontakt. Die Erde vergangener Zeiten mag in ihrer politischen Struktur das Verstehen des Empires erleichtern. Wieviel Nationen gab es, wieviel verschiedene Rassen und Völker? Und – wieviel Regierungen waren notwendig, alle diese Staaten zu regieren? Oft genug wußte die eine Nation nichts von der anderen, obwohl sie auf dem gleichen Planeten lebte. Nun aber erst das galaktische Reich ...

Immerhin! Ein Planet dieses Empires wurde überfallen. Ein einzelnes Schiff konnte ohne weiteres von ‚außen‘ in die Sphäre des Empires eindringen, nicht aber eine richtige Kriegsflotte. Die überall vorhandenen Detektoren würden die riesige Anspannung des Raum-Zeit-Kontinuums bemerken und melden. Es war somit undenkbar, daß ...

Der Schluß war logisch.

„Die Flotte wurde innerhalb unserer Sphäre gebaut“, sagte Flandry langsam. „Und zwar nicht sehr weit von Vixen entfernt.“

Fenross schnaubte verächtlich. „Sie wissen aber auch immer alles besser. Ich bin vielmehr der Meinung, daß sie von sehr weit herkommen muß. Unsere Flotten stehen im Raum von Syrax; viele der Basen sind entweder dezimiert oder sogar vollständig aufgegeben worden. Vielleicht besitzt der unbekannte Feind einen Stützpunkt in der Nähe von Vixen, aber niemals lebt er auch dort. Möglicherweise ist da eine Raumstation oder ein noch nicht entdeckter Planet, den sie als Ausgangspunkt benutzten. Dorthin schickten sie ihre ganze Flotte, ein Schiff nach dem anderen, und derart unauffällig, daß wir sie nicht bemerkten. Die Operation kann Jahre gedauert haben.“

Flandry schüttelte störrisch den Kopf. Er sagte mit Betonung:

„Denken Sie doch nur an die Nachschublinie! Läge ihre Heimat außerhalb des Empires, so würden wir ihre Versorgungsschiffe entdecken, sobald sie festen Fuß auf Vixen gefaßt hätten. Nein, ich bin fest davon überzeugt, daß ihre Heimat innerhalb der Sphäre liegt, vielleicht sogar im gleichen Quadranten wie Vixen. Das sind eine Million Sterne, die in Frage kommen, also etwa hunderttausend Systeme. Wie lange also werden wir benötigen, diese hunderttausend Systeme abzusuchen?“

Fenross versetzte gleichmütig: „Auf alle Fälle lange genug, um einiges geschehen zu lassen.“

„Was zum Beispiel?“

„Die Vixener werden kämpfen! Zwar ist unsere Basis auf ihrer Welt zur Zeit unbesetzt, aber die Zivilbevölkerung ist mit der Operation ihrer Bewaffnung vertraut. Sie schickten Kuriere nach Aldebaran, von wo aus ebenfalls Hilfe unterwegs ist. Als wir die letzten Nachrichten erhielten, wurde Vixen belagert. Leider sind unsere Hände durch die Aktionen um Syrax gebunden; trotzdem wollen auch wir den Angegriffenen unsere Hilfe nicht versagen. Ziehen wir die Kräfte jedoch von Syrax ab, kann es passieren, daß bei unserer Rückkehr bereits die Merseier dort sitzen.“

„Aha –.“ Flandry fragte: „Besteht eine Verbindung zwischen beiden Komplexen?“

„Wer soll das wissen? Ich habe zwar eine dumpfe Ahnung, aber leider keine Beweise. Ihr Auftrag wird mir vielleicht solche Beweise erbringen können.“ Fenross lehnte sich über den Tisch. Er sah Flandry scharf an. „Wenn irgend etwas schiefgeht, denken wir nur zu gern, die Merseier seien schuld daran. Sie leben auf Welten weit von der unseren entfernt. Doch viel näher haben wir eine andere fremde Rasse, die sowohl mit uns als auch mit unserem Gegner Kontakte unterhält.“

„Sie meinen die Ymir, Sir?“ Flandry tat erstaunt und verbarg seine Zweifel keineswegs. „Ich bitte Sie! Jetzt geht wohl Ihre Phantasie mit Ihnen durch.“

„Denken Sie doch einmal konzentriert nach!“ forderte Fenross ihn auf. „Die Fremden, die Vixen überfielen, haben ihre Flotte mit Hilfe anderer gebaut, oder wir wüßten davon. Wir kennen alle fremden Rassen außerhalb unserer Sphäre, die die Raumfahrt betreiben. Jemand, der mit unserer Situation sehr vertraut sein muß, hat den Fremden den

Tip gegeben. Er mußte wissen, daß wir bei Syrax gebunden sind und kaum Streitkräfte woanders entbehren können. Die Frage ist nur: wer ist dieser Jemand? Es gibt dafür einen kleinen Hinweis: die Fremden benutzen einen Antrieb, der auf dem Heliumdruckturmvorgang beruht – genau, wie es die Ymir tun. Unsere Detektoren fanden das heraus. Nun ist Heliumdruck schon in Ordnung, aber nicht so praktisch wie der Kreislauf des schweren Wasserstoffes – wenigstens dann nicht, wenn jemand erdähnliche Bedingungen gewohnt ist. Die Fremden aber tun es! Auch erinnern ihre Schiffe, obwohl sie fremd scheinen, leicht an die Umrisse der Schiffe von Ymir. Ich kann Ihnen entsprechende Funkbilder zeigen. Ihnen wird diese Ähnlichkeit noch mehr auffallen als uns, die wir erst darauf kommen mußten.“

Flandry forschte: „Sie sind also davon überzeugt, daß die Ymir hinter der Aktion stecken?“

Fenross nickte lebhaft. Er sagte: „Allerdings bin ich das. Im System von Vixen besteht sogar ein ganz offizieller Stützpunkt der Ymir, ein ganzer Planet. Wer weiß, wie viele Planeten sie noch innerhalb unserer Sphäre besitzen, von denen wir nichts wissen? Wer weiß, wieviel fremde Rassen sie beherrschen und lenken? Sie unterhalten lose Kontakte mit uns und reisen ungehindert kreuz und quer durch unser Einflußgebiet. Nur einmal angenommen, sie stünden in geheimer Verbindung mit den Merseiern: Gäbe es eine bessere Gelegenheit, deren Agenten zu uns zu bringen? Schon seit Jahren kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, den Ymir zu viel vertraut zu haben. Es wird höchste Zeit, daß wir ihnen auf den Zahn fühlen – und vielleicht ist es schon zu spät.“

Flandry drückte seine Zigarette aus. Er sagte: „Welches sollen denn ihre Motive sein? Was hätten sie überhaupt einer Sauerstoff atmenden Rasse zu bieten?“

„Wie soll ich das wissen? Ich kann mich natürlich genau so gut irren. Jedenfalls fliegen Sie sofort zum Jupiter, und zwar diesmal allein.“

„Allein?“

Fenross sagte kategorisch: „Unbedingt! Wir haben nicht genügend Leute im Geheimdienst – leider. Besonders nicht in der jetzigen Situation. Gehen Sie also allein und versuchen Sie, einiges herauszufinden. Zeit spielt keine Rolle, aber kehren Sie nicht ohne einige elementarwichtige Hinweise zurück.“

Am besten: komm’ tot zurück, das wäre am schönsten, dachte Flandry bitter. Stumm sah er in das zerfurchte Gesicht seines Vorgesetzten und fand bestätigt, daß sein Gedanke genau das Richtige getroffen hatte.

#### *4. Kapitel*

Wegen der unerlaubten Landung hatte man den Diener Chives eingesperrt. Flandry befreite ihn aus der Haft und überlegte dabei, ob es nicht vielleicht das Beste wäre, zu Ruethens Ball zurückzukehren. Aber dann schüttelte er den Kopf. Aycharaych hätte ihm niemals verraten, er wolle das Sonnensystem verlassen, wenn er keinen Grund dazu gehabt hätte. Er mußte wissen, daß Flandry die Neuigkeit sofort dem Hauptquartier mitteilen würde. Vielleicht hielt er es sogar für einen seiner makabren Scherze, den Geheimdienst selbst auf seine Spur zu setzen, um dann der gestell-

ten Falle auszuweichen. Vielleicht aber hatte er auch einen anderen Grund, hinter den auch Flandry nicht kam. Nun, sollten sich jetzt andere damit herumärgern, den Telepathen fangen zu wollen – es würde ihnen ohnehin nicht gelingen.

Flandry eilte mit Chives zu seinem privaten Raumschiff, der HOOLIGAN, einem richtigen kleinen Kreuzer mit hinreichender Bewaffnung und Geschwindigkeit. In wenigen Stunden konnten sie auf Jupiter landen, und es blieb kaum Zeit, darüber intensiv nachzudenken, was man dort unternehmen könne.

Als die Erde hinter der HOOLIGAN versank und die automatische Steuerung einrastete, bat Flandry seinen Vertrauten, ihm einen Drink zu bringen.

„Aber pur!“ bestellte er.

„Sehr wohl, Sir. Wünschen Sie sich umzukleiden?“

Erstaunt bemerkte Flandry, daß er noch seine Festtagskleidung trug.

„Einfachen grauen Anzug“, befahl er.

„Sehr wohl, Sir.“

Der Whisky war eiskalt.

Chives war humanoid, bis auf die grüne, schuppige Haut und den Reptilienschwanz. Flandry hatte ihn vor wenigen Jahren erst gekauft und ihm allerlei beigebracht. Dann, als er ihm die Freiheit geben wollte, hatte Chives es vorgezogen, bei ihm zu bleiben.

„Was weißt du von den Ymir?“ wollte Flandry plötzlich wissen.

Chives war erstaunt.

„Was ich von ihnen weiß? Ihr Heimatplanet liegt außer-

halb unseres Empires, und sie pflegen für meinen Geschmack einen zu engen Kontakt mit den Merseiern, Sir. Sie beherrschen einen großen, uns aber unbekannten Teil der Galaxis ...“

„Eigentlich wollte ich mehr wissen, was du von ihnen selbst denkst. Wie leben sie, was denken sie? Was finden sie schön? Und was scheint ihnen so schrecklich, daß sie es nicht ertragen können? Wie sieht ihre Regierung aus – wenn sie eine haben? Sie nennen sich selbst die ‚Zerstreuten‘, wenn man sie danach fragt und wenn sie terranisch reden. Warum nennen sie sich so? Oder ist es lediglich eine nichtssagende Phrase? Was haben wir, du und ich, gemeinsam mit einem Wesen, das in einer Temperatur von mehr als hundert Grad unter dem Gefrierpunkt lebt und Wasserstoff mit einem solchen Druck einatmet, daß unsere Ozeane dagegen wie ein Vakuum wirken? Sie trinken flüssiges Methan und bauen ihre Geräte aus gefrorener Materie.

Wir wollten in Freundschaft mit ihnen leben und gaben ihnen unsere Planeten, für die wir keine Verwendung wußten – so zum Beispiel den Jupiter. Dafür erhielten wir erdähnliche Welten, die vordem ihnen gehörten. Immerhin hat diese Transaktion unser Empire erheblich vergrößert. Auch fand ein Austausch der wissenschaftlichen Erkenntnisse statt, besonders auf den Gebieten Hochdruck gegen Tiefdruck, Sauerstoffpraktiken gegen solche des Wasserstoffes. Aber wenn man dahinterschaut, entdeckt man nicht viel Neues auf beiden Seiten. Jedenfalls ist sicher, daß sie die Raumfahrt länger kennen als wir, obwohl es ein Rätsel scheint, wie sie Atomantriebe entwickeln konnten. Sie kennen unsere Lebensweise, aber was wissen wir schon

von der ihren? Zusammengefaßt: wir konnten ihnen nicht viel bieten, nur einige Planeten als Stützpunkte. Unsere Kriege interessierten sie nicht, weil die Ursachen sie ebenfalls nicht interessierten. Wir kümmern uns ja auch nicht darum, wenn zwei Ameisenhaufen sich bekriegen. Terra oder Merseia könnte man auf Jupiter fallen lassen, es würde kaum bemerkt werden, so klein sind sie im Vergleich zu dem Riesenplaneten. Die Ymir sprechen kaum mit uns, und auch nicht mit den Merseiern – so wenigstens haben wir bisher angenommen. Jetzt aber scheint das anders geworden zu sein.

Ich habe die Bilder gesehen, die in der Nähe von Vixen aufgenommen wurden. Obwohl dieser Fenross ein Trottel ist, scheint er diesmal richtig getippt zu haben. Die Schiffe der Fremden wurden auf einem erdähnlichen Planeten erbaut, aber sie erinnern doch an die der Ymir. Die Ähnlichkeit ist nur leicht und kann ein Zufall sein – ich entsinne mich noch, daß man die ersten Autos so baute, daß der Motor vorne war, weil eben auch die Zugpferde vor den Wagen gespannt wurden. So etwa ist es mit den Schiffen der Fremden. Natürlich kann das Zufall sein, aber – ich weiß nicht; wie soll ich das herausfinden? Der Jupiter hat den zehnfachen Durchmesser der Erde – und ich bin allein. Zum Teufel!“

Flandry trank das Glas leer und hielt es Chives wieder hin. Zwischendurch kleidete er sich an, wobei der Diener ihm half.

Die Prozedur eines Besuches auf Jupiter war nicht einfach, aber die dafür vorgesehene Station auf Ganymed war intakt, wenn sie auch seit Jahrzehnten nicht mehr in An-

spruch genommen worden war. Sie arbeitete völlig automatisch. Aber als Flandry das Kennwort gesprochen hatte, eilten die elektronischen Impulse zwischen Ganymed und Jupiter hin und her, um die Robotstation zu aktivieren.

Dann wurde die Antwort erteilt:

Ja, Captain Flandry, der Gouverneur wird Sie empfangen. Ein Raumschiff ist bereits unterwegs, um Sie abzuholen.

Flandry betrachtete inzwischen die trostlose Einsamkeit des Jupitermondes. Felsen und rissige Spalten luden zu keinem längeren Aufenthalt ein; nicht einmal wertvolle Bodenschätze waren hier je gefunden worden.

Er atmete auf, als er den fast rechteckigen Silberschatten bemerkte, der sich dicht neben der HOOLIGAN auf einem Antigravstrahl niederließ. Eine Plastikröhre schob sich aus der Luftschleuse des Transporters und stellte die Verbindung mit der HOOLIGAN her.

„Gehen wir“, seufzte Flandry und schritt voran. Chives folgte ihm, beladen mit Waffen und einigen Instrumenten. Die geringe Schwerkraft des Mondes störte sie für einen Augenblick, aber dann betraten sie den Transporter, in dem irdische Verhältnisse herrschten.

Wie in der Kabine eines drittklassigen Passagierraumes sah es hier aus. Altmodische Möbelstücke standen umher; an den Wänden reihten sich die Bildschirme. Sie gaben einen natürlichen Blick auf die Umgebung des Schiffes frei.

Chives überzeugte sich davon, daß die Luftschleuse geschlossen war, ehe er sich häuslich niederließ. Er fühlte sich in der HOOLIGAN sichtlich wohler.

Der Klang einer künstlichen Stimme füllte die Kabine. Noch vor einem Jahrhundert wäre die Sprache modern gewesen, aber heute wirkte sie fast antik. Die Übersetzungsmaschine war nicht verbessert worden. Warum auch?

„Ich grüße dich, Terraner. Mein Name ist Horx, soweit er sich übersetzen läßt. Während deines Aufenthaltes auf Jupiter werde ich als dein Führer und Dolmetscher fungieren.“

Auf einem der Schirme zeichnete sich die Pilotenkabine ab. Flandry versuchte, den Ymir zu erkennen, aber es fiel ihm schwer. Obwohl auch hier ein elektronisches Übertragungssystem dazwischengeschaltet worden war, sah er nichts als farbige, durcheinanderwirbelnde Gase, in denen ein merkwürdiges Wesen schwebte. Es hatte mehrere Arme und Beine und einen mit Fühlern ausgestatteten Kopf.

„Hallo, Horx“, sagte er. Seine Lippen waren trocken. „Ich schätze, es ist das erste Mal, daß du einen so seltsamen Auftrag erhalten hast, denn lange bereits ist es her, daß ein Mensch Jupiter besuchte.“

„Ich muß dir widersprechen, Terraner“, kam die Antwort aus dem Lautsprecher. „Vor hundert und mehr Erdenjahren war die Verbindung noch reger.“ Ohne daß er sich rührte, fiel Ganymed schnell zurück und wurde zu einem felsigen Globus in der Unendlichkeit des Universums. „Seitdem gab es anderes zu tun. Aber wenn uns auch keine Terraner besuchten, so blieben wir doch nicht einsam. Jedenfalls kann ich mich nicht über Untätigkeit beklagen.“

„Andere Besucher?“ fragte Flandry gleichgültig. „Wer?“

Erst ein unmerkliches Zögern, dann kam die Antwort:

„Merseier, natürlich. Aber das wird der Gouverneur dir sicherlich mitteilen, wenn du ihn danach fragst.“

Danach sprach er während des ganzen Fluges kein Wort mehr.

Jupiter nahm bald das gesamte Blickfeld ein. Gewaltige Stürme rasten durch die dichte Atmosphäre, Wirbel bildeten sich, in denen die Erde leicht Platz gehabt hätte. Dann tauchte das Schiff in die Gase ein, und die Sicht wurde schlechter. Wolken eisiger Ammoniakkristalle trieben vorbei, Hunderte von Kilometern lang und mit bunten Streifen durchsetzt. Über den purpurnen Himmel rasten Blitze, und in der Ferne war eine aufleuchtende Natriumexplosion. Je tiefer sie kamen, desto deutlicher vernahm Flandry das Pfeifen der Atmosphäre und das Heulen der unvorstellbar heftigen Stürme.

Sie glitten aus dem Nachtschatten heraus, und die Sicht wurde besser, je tiefer sie kamen. Flandry erblickte einen Ozean aus flüssigem Methan, dessen Wellen merkwürdig flach dahinkrochen, durch den ungeheuren Druck der Atmosphäre in ihren Bewegungen gehemmt. Er schaute auf eine weite Ebene, auf der Dinge krochen, die halb wie Bäume und halb wie Tiere aussahen. Mit dem Wind eilten bunte Kugeln dahin; sie schimmerten in allen möglichen Farben und gaben seltsame, klingende Töne von sich, die ohne jede Erklärung an sein Ohr drangen.

In der Ferne kam eine Stadt in Sicht – wenn es überhaupt eine Stadt war. Jedenfalls erstreckte sich dort unten ein einziges riesenhaftes Gebäude, von künstlichen Schluchten hier und da unterbrochen. Von oben erinnerte es an einen gewaltigen Block aus bläulichem Material, wuchtig und doch schön. Grelles Aufblitzen verriet gelegentliche Energieentladungen, deren Sinn Flandry unbe-

kannt blieb. Er mußte jedesmal die Augen fest schließen, um nicht geblendet zu werden.

Auch Ymir sah er, eine ganze Anzahl von ihnen. Entweder flogen sie, scheinbar schwerelos, von ihren eigenen Schwingen getragen durch die dichte Atmosphäre, oder sie benutzten grazile Torpedogleiter. Flandry hatte sich niemals vorstellen können, daß jemand auf Jupiter fliegen könne, aber dann entsann er sich eben der Atmosphäre. Es mußte wohl so sein, als schwimme man auf dem Grunde des Ozeans.

Flandry bemerkte deutlich, daß das Raumschiff abbremste. Dann sagte Horx:

„Gouverneur Thua, Terraner.“

Auf einem der Bildschirme erschien ein Ymir. Seine Stimme unterschied sich um eine Nuance von der Horx'. Er sagte:

„Willkommen! Was willst du auf Jupiter?“

Flandry wußte, daß man ihn kaum höflich empfangen würde, ganz abgesehen davon, daß es nicht die Art der Ymir war, konventionelle Sitten zu pflegen. Worüber sollten sich ein Ymir und ein Terraner auch schon unterhalten?

Flandry zündete sich eine Zigarette an und machte nervös einige Züge.

„Ich komme im Auftrag der Regierung“, sagte er kühl.

Entweder hatten diese Ymir keine Ahnung von dem, was die Merseier planten, dann würden sie keine Auskunft geben können. Oder aber sie waren ihre Verbündeten, dann würde Flandry ebenfalls nichts erfahren. Warum also fragte er überhaupt?

Er erklärte dem Ymir, was er wollte.

Thua entgegnete:

„Die Terraner haben keinen Grund, uns zu mißtrauen. Wenn jene fremden Schiffe eine entfernte Ähnlichkeit mit den unseren aufweisen, so kann das ein reiner Zufall sein.“

„Das nehme ich auch an, aber meine Regierung will sich davon überzeugen.“

„Es kann aber auch sein“, gab Thua zu, „daß einige Ymir, von denen wir nichts wissen, diesen Fremden ihre Hilfe anboten und ihnen beim Bau ihrer Flotte halfen.“ Die mechanische Stimme der Übersetzungsmaschine bot keinerlei Anhaltspunkte, ob der Ymir diese Tatsache bedauerte oder nicht. „Unsere Rasse führt ihr eigenes Leben und kümmert sich nicht um die Belange anderer. Was sollte ein Ymir für einen Vorteil davon haben, wenn er Sauerstoffatmern hilft? Ich kann mir keinen vorstellen.“

„Vielleicht sind die Motive anderer Art“, gab Flandry zu bedenken. „Ein Terraner stochert manchmal auch in einem Ameisenhaufen herum, ohne sich einen Vorteil davon zu versprechen. Er tut es aus Veranlagung, oder auch aus Langeweile. Könnte es hier nicht auch so sein?“

„Die Ymir kennen keine Langeweile“, lehnte Thua diese Möglichkeit rundweg ab.

„Soviel ich weiß, wurde Jupiter in letzter Zeit öfters von Merseiern besucht.“

„Ich wollte diese Tatsache gerade erwähnen, Terraner. Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Ymir, sowohl dem Empire der Terraner, wie auch dem der Merseier gegenüber stets neutral zu bleiben. Es wäre sinnlos für beide, uns je anzugreifen, da wir uns dann gezwungen sähen, den Gegner zu vernichten. Bisher war das nicht nötig.“

Einen dickeren Bären kann er mir wohl nicht aufbinden, dachte Flandry verbissen. Oder sollte er gar die Wahrheit sprechen? Vorsichtig wählte er seine Worte, ehe er langsam sagte:

„Was aber wollten dann die Merseier bei euch?“

„Sie kamen lediglich aus wissenschaftlicher Neugier. Die Oberfläche des Jupiter interessierte sie, also baten sie um die Erlaubnis, wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. Horx war ihr Führer. Du kannst Horx fragen, was sie hier getan haben.“

Horx in der Pilotenkabine hatte die Aufforderung verstanden. Er breitete seine Schwingen ein wenig aus, ehe er sagte:

„Wir kreuzten mehrere Male um den Planeten, mehr nicht. Sie hatten optische Geräte bei sich, mit denen sie spektrographische Beobachtungen anstellten. Wie sie behaupten, galt ihr Interesse der Erforschung solider Stadien.“

„Seltsam, seltsam“, sagte Flandry und verbarg sein Mißtrauen keineswegs. „In ihrem Empire gibt es Planeten genug, die Jupiter genau entsprechen. Davon abgesehen: jener Bericht, der von den ersten Siedlern der Ymir an die Erde weitergeleitet wurde, war niemals geheim. Jeder konnte daraus entnehmen, welche Bedingungen auf Jupiter herrschten. Nein, Thua, diese Geschichte von der wissenschaftlichen Expedition der Merseier glaube ich nicht.“

„Ich fand keinen Grund, an ihren Angaben zu zweifeln“, sagte nun Thua wieder. Horx schwieg. „Wir kennen diese Rasse zu wenig, um uns in ihre Angelegenheiten zu mischen. Und außerdem erschien es mir einfacher, ihnen zu

glauben, als mit ihnen über nutzlose Argumente zu streiten.“

Chives mischte sich völlig unerwartet in das Gespräch. Er räusperte sich und sagte:

„Eine Frage, Sir: Waren alle Besucher der letzten Jahre Merseier?“

Thua entgegnete scharf:

„Verlangt man etwa von mir, daß ich sämtliche Besucher ihrer Rasse nach registriere?“

Flandry seufzte.

„Es sieht so aus, als hätten wir uns in einer Sackgasse festgefahren, nicht wahr?“

„Leider fehlt mir jede Möglichkeit, Terra von unserer völligen Neutralität zu überzeugen; ich kann nur mein Wort geben, daß wir mit den Vorfällen auf Vixen nichts zu tun haben. Aber wenn es gewünscht wird, gebe ich hiermit meine Erlaubnis, daß Horx dich auf deinen Rundflügen begleitet. Du kannst dir Jupiter ansehen und versuchen, etwas Verdächtiges zu finden.“

Der Bildschirm erlosch abrupt.

„Wie großzügig“, murmelte Flandry.

Horx meldete sich wieder:

„Wirst du das Angebot des Gouverneurs annehmen?“

„Natürlich!“ Flandry wandte sich dem anderen Bildschirm zu und ließ sich in den nächsten Sessel fallen. Er sagte: „Du bist der Pilot, also fliege los. Ich bin nie zuvor auf Jupiter gewesen, also interessiert mich ein Rundflug schon deshalb. Außerdem vertreibt er mir die Zeit.“

Die Stadt sank hinter ihnen zurück, während Chives aus dem mitgenommenen Gepäck eine Flasche Whisky kramte.

Nur mit halbem Auge sah Flandry auf die grausige Landschaft hinab. Er war davon überzeugt, daß Horx ihn nur dorthin führte, wo es absolut nichts zu sehen gab. Es würde völlig sinnlos sein, nach verdächtigen Einzelheiten forschen zu wollen, denn wenn es sie gab, würden sie alle in entgegengesetzter Richtung liegen.

Stunden und Tage würde er für eine Aufgabe verschwenden, die jeder einfache Kadett lösen konnte. Währenddessen stand die Flotte kampfbereit bei Syrax – und Lady Diana tanzte mit irgendeinem Laffen vom Mars. Und dieser Ivar wartete darauf, seine gewonnene Wette zu kasieren.

Flandry fluchte vor sich hin:

„Was dieser Fenross sich nur denkt, mich so nutzlos im System herumzujagen!“

Der Whisky war gut.

„Wir steigen“, sagte Chives einige Zeit später.

Flandry sah auf den Bildschirmen riesige Gebirge, deren Gipfel in blauen Nebeln verlorengingen. Der Himmel färbte sich rot.

„Wo sind wir denn jetzt?“ fragte er und zog die Karte zu Rate. „Ah – ich sehe ...“

Chives murmelte besorgt:

„Vielleicht sollte man dem Piloten sagen, daß er zu schnell fliegt. Wenn wir mit einem Berg zusammenstoßen ...“

Flandry hörte den Sturm durch die Gebirgsschluchten brausen. Bunte Wolkenfetzen hüllten das Schiff manchmal so ein, daß jede Sicht verlorenging. Grelle Blitze fuhren vom Himmel herab und verschwanden in der wirbelnden Tiefe, in der es kochte und brodelte.

„He, Horx! Setze die Geschwindigkeit herab, oder uns holt der Teufel ...“

Der Ymir machte sich nicht einmal mehr die Mühe, seinen Bildschirm auszuschalten. Deutlich konnte Flandry sehen, was weiter geschah. Horx öffnete die Tür seiner Kabine und ließ sich in die Tiefe stürzen. Auf einem der Außenbildschirme erschien er dann wieder. Die Schwingen waren weit ausgebreitet und bremsten seinen Sturz. Im Gleitflug schwebte er davon und verschwand Sekunden später ihren Blicken.

Chives sah das Hindernis zuerst.

Es tauchte aus dem Nichts vor ihnen auf.

Er schrie entsetzt auf, kümmerte sich aber sofort um Flandry. Mit seinem Schwanz ergriff er den Terraner und hielt ihn damit fest, während er sich selbst mit beiden Händen an die nächsten Verstrebungen der Kabine klammerte.

Mehr war nicht zu machen.

Sekunden später schien der Jupiter zu explodieren ...

## *5. Kapitel*

Als Flandry erwachte, war sein erster Wunsch, es nie mehr getan zu haben, so schmerzte sein Schädel.

Ein verschwommener, grüner Schatten fragte:

„Geht es jetzt besser, Sir?“

„Hol’ mich der Teufel“, knurrte der Agent verstört.  
„Was hast du mir nur zu trinken gegeben?“

„Wir sind abgestürzt, Sir, sind also nicht betrunken. Aber trotzdem – hier ist die Medizin. Wie gut, daß ich daran gedacht habe.“

Er beachtete die Proteste seines Herrn nicht, sondern flößte ihm eine abscheulich schmeckende Flüssigkeit ein.

„Jetzt ist es schon besser, nicht wahr?“

Flandry knurrte grimmig, aber dann verspürte er doch die heilende Wirkung des Zaubertrankes. Langsam setzte er sich aufrecht und betrachtete mit verwunderten Augen die lange Reihe der Bildschirme.

Aber nur einer der Schirme arbeitete noch – und das war verwunderlich genug. Er zeigte dicken, roten Nebel, mit Blau und Schwarz durchsetzt. Das Brausen des Sturmes war deutlicher zu hören, so als habe die äußere Hülle des Raumschiffes einen Riß. Zum Glück jedoch hatte die Kabine dem Aufprall standgehalten, denn sonst wären sie beide schon längst tot. Weiter hatte das Gravitationsfeld sie gerettet, und wahrscheinlich auch die Polsterung der Wände.

Leider versagte das Gravitationsfeld nun, und Flandry verspürte einen ungeheuren Druck auf seinem Körper. Er begann, quer durch die Kabine zu kriechen.

Vor einer eingedrückten Verstrebung hielt er an und beäugte das demolierte Einrichtungsstück.

„Habe ich das mit meinem Kopf gemacht?“ fragte er mühsam.

„Es war ein ganz hübscher Aufprall“, sagte Chives trocken. „Ich habe mir erlaubt, Ihren Schädel zu verbinden. Eine Injektion mit Wachstumsserum wird die Wunde in ein paar Stunden schließen. Fragt sich nur, ob wir an das Serum herankommen, denn es liegt in der HOOLIGAN.“

Es gelang Flandry tatsächlich, sich auf die Füße zu stellen, obwohl alle seine Knochen ihn wieder zu Boden zie-

hen wollten. Der Sturm draußen mußte furchtbar sein, denn er zog und zerrte an dem Wrack. Aber die Hauptgeneratoren mußten heil geblieben sein, denn sonst wären sie längst erstickt oder erfroren – was beides gleich unangenehm war. Immerhin schien eine Rettung so gut wie aussichtslos, denn bis man die Verunglückten zufällig fand – wenn man das überhaupt wollte –, waren die Energien der Kraftanlage sicher längst erschöpft.

„Zur Hölle mit dem Lärm!“ fluchte Flandry. „Wenn die Anlage streikt, sterben wir. Und zwar so schnell, daß wir es kaum bemerken. Das aber gefällt mir nicht. Ich will, daß ich den Tod herankommen sehe und daß ich mich wehren kann.“

Chives starrte auf den Bildschirm und sah hinaus in das Chaos draußen. Seine Beine zitterten merklich, denn für ihn mußte die zerrende Schwerkraft Jupiters noch quälender sein als für den Terraner.

„Wo sind wir gelandet, Sir?“ fragte er. „Ich wollte gerade einen Imbiß vorbereiten, als es geschah. Mit Hilfe der Karte und der Zeitmessung sollte es möglich sein, unsere Position zu bestimmen.“

„Irgendwo am Rande des roten Flecks, nehme ich an. In einem Gebirge, oder zumindest an seinem Fuße“, schätzte Flandry.

„Es sieht ganz so aus, als habe unser Pilot sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht“, murkte Chives. Flandry war gleicher Meinung. Er sagte: „Sehr rechtzeitig, vermute ich. Wenn ich mich nicht täusche, haben wir nur ihm das Unglück zu verdanken. Damit wissen wir, daß zumindest *ein* Ymir für den Feind arbeitet. Fragt sich nur, wer dieser

Feind eigentlich ist. Doch was hilft uns diese Erkenntnis, wenn die Hülle bricht, und die Kabine von dem Druck der Atmosphäre zerquetscht wird?“

„Und wir mit!“ versetzte Chives ernsthaft.

Das Schiff wurde von heftigen Schlägen erschüttert, und für einen Augenblick war es, als wolle es umschlagen. Flandry griff nach einem Halt und ließ sich auf einer Sitzbank nieder. Er sagte schnell:

„Du hast den roten Fleck ja gesehen, Chives – ein wunderbarer Fleck, um dort zu sterben. Wir kannten ihn schon damals, als es noch keine Raumfahrt gab, und wir haben uns den Kopf zerbrochen, was er wohl sein möge. Heute wissen wir es. Es ist eine Art gasförmige gefrorene Polkappe, die sich bis zur Oberfläche hinab fortsetzt. Nur ist dieses Eis nicht weiß, sondern rot. Trotzdem mag ich es nicht, denn diese kristalline Form kann nur unter ungeheurem Druck zustande kommen. Die dichte Atmosphäre aber erlaubt dieser Eismasse, zu schweben. Stelle dir das nur vor, Chives: der rote Fleck besteht höchstwahrscheinlich aus fliegenden Gletschern. Und wir sind auf einem von ihnen gelandet.“

„Dann darf man wohl mit einiger Berechtigung annehmen, daß unsere jetzige Situation absichtlich herbeigeführt wurde“, stellte Chives ruhig fest. „Horx wird damit gerechnet haben, daß wir den Absturz nicht überleben und niemand je von unserem Tod erfahren würde. Er kann jederzeit berichten, ein gewaltiger Gletscher habe unsere Flugbahn gekreuzt, und er, Horx, habe sich nur mit äußerster Not selbst retten können. Wirklich nicht fair, wenn ich mir ein Urteil erlauben darf ...“

Wieder rumpelte das Wrack; Flandry wäre fast von der Bank gefallen. Bei den herrschenden Schwerkraftverhältnissen konnte ein Sturz aus so geringer Höhe bereits gebrochene Knochen bedeuten. Donner grollten draußen, und grelle Blitze zuckten über den heil gebliebenen Bildschirm.

„Ich verstehe nicht viel von der Wissenschaft“, gab Flandry zu und atmete heftig. Es fiel ihm schwer, die Lungen mit dem nötigen Sauerstoff zu versorgen. „Aber ich sehe die Sache so: im Innern unserer Kabine haben wir eine für Jupiterverhältnisse ungewöhnlich hohe Temperatur. Etwas davon dringt durch die Wände nach außen und beeinflusst die Struktur des Eises. Wir sinken langsam aber sicher in den Gletscher hinein.“ Er zuckte die Achseln und entzündete eine Zigarette.

„Ich an Ihrer Stelle würde nicht rauchen, Sir. Die Luftanlage ...“

„... arbeitet noch. Darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen.“ Flandry schlug die rechte Faust in die flache Hand. „Unsere Hilflosigkeit ist es, die mich aufregt. Da versinken wir in einem eisigen Grab, spurlos und auf Nimmerwiedersehen – und können uns nicht einmal dagegen wehren.“

„Vielleicht könnten wir doch etwas tun“, sagte Chives geheimnisvoll und begann, sein Gepäck zu durchwühlen. Dann setzte er bedauernd hinzu: „Nein, ich habe das kleine Sendegerät doch nicht mitgenommen. Das ist sehr schade, obwohl ich kaum annehme, daß die Ymir unseren Ruf auch als solchen verstanden hätten. So, wie ich die Situation sehe, würden sie wahrscheinlich meinen, es handle sich nur um Störgeräusche.“

Flandry zwang sich mühsam in aufrechte Stellung.

„Sieh' genau nach, was wir mithaben.“

Chives sah nach und begann aufzuzählen:

„Verschiedene Detektoren, zwei leichte Raumanzüge, Ihr Einbrecherwerkzeug – obwohl ich hier keinen Verwendungszweck dafür sehen kann. Weiter einen Mikrotonspeicher und ...“

„Einen Augenblick!“

Flandry rief es plötzlich und wäre fast zu Boden gestürzt, als er für einen Augenblick vergaß, wo er sich befand. Der Schwanz Chives erwischte ihn, bevor er den Halt verlor. Langsam und vorsichtig ließ Flandry sich dann nieder und kroch auf allen vieren zu seinem Diener.

„Einen Augenblick, ich habe eine Idee“, sagte er. „Drüben ist eine Luftschleuse, und da die Ventilation und alles andere noch intakt sind, muß logischerweise auch der Generator noch funktionieren. Damit also auch die Schleuse. Natürlich können wir hier nicht heraus, ohne daß wir plattgedrückt werden. Immerhin sollte es uns mit Hilfe der mitgebrachten Werkzeuge gelingen, den Rhythmus des Stromkreislaufes zu unterbrechen. Die äußere Luke wird geöffnet, und der Sauerstoff verpufft. Dann schließt sie sich wieder, und die eingedrungene Atmosphäre des Jupiters wird abgesaugt und durch neuen Sauerstoff ersetzt. Wieder öffnet sich die Schleuse, stößt die irdische Luftmischung aus – und immer so weiter. Hast du begriffen?“

„Nein, Sir, so leid mir das tut. Ich habe Kopfschmerzen, vielleicht hindert das mein Denkvermögen – “

„Mann, eine Signalmöglichkeit! Wir stoßen Sauerstoff in die Atmosphäre aus Wasserstoff und Methan. Ein elek-

trischer Funke bewirkt eine Explosion, die man weithin sehen kann. Endlich begriffen? Jeder im Umkreis von zwanzig Kilometern sollte den grellen Blitz sehen. Und wenn wir das Zeichen ständig im gleichen Abstand wiederholen, wird jeder wissen, daß es sich dabei um ein Signal handelt. Alle drei oder vier Minuten ein Blitz. Schon die Neugier wird jeden Ymir dazu treiben, die merkwürdige Leuchterscheinung zu untersuchen. Sobald sie dann unser Wrack entdecken, werden sie ...“

Seine Stimme war leiser geworden und verstummte schließlich. In das Schweigen hinein fragte Chives:

„Ist unsere Atemluft für dieses fragwürdige Experiment nicht zu kostbar?“

„Natürlich ist sie das, aber wenn wir gar nichts unternehmen, ersticken wir ohnehin. Wir müssen einen gewissen Vorrat opfern. Wenn nach einigen Stunden keine Hilfe eintrifft, werden wir die Pausen zwischen den Explosionen verlängern.“ Er trat die Zigarette mit dem Schuh aus. „Los, Chives! Wir wollen beginnen. Übrigens: was haben wir schon zu verlieren?“

## *6. Kapitel*

Noch einmal hörte Flandry den Beginn seines Tonberichtes ab ...

„Immer im letzten Augenblick helfen die Götter ihren Lieblingen – so auch uns. Ein Schiff ahnungsloser Ymir fand unser Wrack auf dem fliegenden Eisberg. Was die Burschen ausgerechnet beim roten Fleck zu suchen hatten, erfuhr ich nie, aber sie halfen uns aus der Klemme, bevor

wir erstickten. Als sie uns fanden, müssen sie gedacht haben, wir seien eine ihrer Wetterstationen.

Gouverneur Thua entschuldigte sich nicht einmal. Er ignorierte auch meine Bitte, diesen Horx zu bestrafen. Auch mein Verlangen, künftigen Besuchern einen anderen Dolmetscher und Piloten zu geben, wurde mit einem Achselzucken abgetan – davon abgesehen: wie sollte jemand Horx von einem anderen Ymir unterscheiden?

Jeder Besucher trage ein gewisses Risiko, wenn er Jupiter bereisen wolle, hatte Thua spöttisch betont. So auch wir. Für den Absturz könne er nichts, und genau so wenig könne er sich um den vermißten Horx kümmern. Dazu bliebe ihm keine Zeit.

Immerhin bewies aber die Tatsache, daß wir von Ymir gerettet wurden, daß nicht die ganze Rasse in das Komplott gegen die Erde verwickelt war. Das also konnte ich feststellen, wenn ich auch nicht zu sagen vermag, ob diese Neuigkeit uns etwas nützt.

Es folgt nun die genaue Wiedergabe aller meiner hier geführten Gespräche.“

Flandry diktierte weiter und stellte das Gerät dann befriedigt ab. Sein Sekretär würde schon dafür sorgen, daß alle ungeeigneten Stellen aus dem Diktat herausgeschnitten wurden und nur der nackte Bericht blieb. Es wäre allerdings kein Fehler gewesen, wenn ... Aber wozu sollte er sich noch unbeliebter machen, als er ohnehin bereits war?

Er lehnte sich zurück und streckte die Beine auf dem Tisch aus. Der Rauch seiner Zigarette kräuselte um seine Nase. Chives steuerte die HOOLIGAN diesmal in vorschriftsmäßigen Bahnen, denn sie hatten genügend Zeit.

Unten lag die Verwaltungsstadt der Raumflotte auf Terra. Gewaltige Straßenzüge leuchteten wie Perlenschnüre zu dem klaren Nachthimmel herauf, von dem ihr Schiff nun herunter kam. Hier liefen alle Fäden des Empires zusammen und wurden von berufenen Fingern geknüpft. Manchmal auch von ungerufenen.

Sollte der Teufel die ganze Stadt holen, dachte Flandry bitter. Und doch – was blieb für ihn, wenn die Robotbomben aus dem All fielen und alles in Trümmer legten? Was würde ihm bleiben – außer dem Tod? War es das, was er wollte? Nein, natürlich nicht. Aber die Dekadenz würde weiter fortschreiten, wenn nicht endlich jemand den eisernen Besen nahm ...

Sie landeten, und er meldete sich zurück. Aber man ließ ihn warten.

Man ließ ihn sogar einen Tag und eine Nacht warten...

Das Telefon in seinem Büro summt. Er drückte auf den Knopf.

„Admiral Fenross wünscht Sie zu sprechen, Sir“, sagte der Roboter.

„Wie freundlich von ihm“, gab Flandry eiskalt zurück. „Ich warte bereits seit gestern.“

„Der Admiral hatte keine Zeit, Sir. Lord Earl von Sidrath besuchte die Erde und wollte durch das Operationszentrum geführt werden.“

Flandry nahm die Füße langsam vom Tisch. Er stand auf und rückte den Uniformrock zurecht. Er setzte die Mütze auf.

„Ach so, der Earl von Sidrath! Da konnte der Admiral diesen Auftrag natürlich keinem Geringeren übertragen.“

„Der Earl von Sidrath ist mit dem Herzog von Asien verwandt“, erklärte der Robot.

Als Flandry aus dem Zimmer ging, piffte er einen bekannten Schlager vor sich hin, der die Jahrzehnte überdauert hatte. Als er schließlich das Zimmer des Admirals betrat, nahm er Haltung an und grüßte knapp.

„Ah, da sind Sie ja“, sagte Fenross und tat so, als käme Flandry von einem Ausflug zurück. „Setzen Sie sich. Ich habe mir Ihren Bericht angehört. Sagen Sie, ist das alles, was Sie herausgefunden haben?“

Flandry lächelte maliziös.

„Ich erhielt den Auftrag von Ihnen, mit einem Hinweis wenn auch ‚noch so geringer Art‘ zurückzukehren. Das tat ich. Ich brachte Ihnen einen Hinweis ‚noch so geringer Art‘. Es ist doch wohl Ihre Aufgabe, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen.“

Fenross zog die Augenbrauen hoch, biß sich auf die Lippen und näselte:

„Schon gut, Flandry. Die Antwort hätte ich mir auch denken können. Ebenso das Ergebnis Ihrer Inspektionsreise. Ich sehe, wir müssen schon entschieden weitergehen, um ein greifbares Resultat zu erlangen.“

„Tun Sie das lieber nicht, Admiral!“ warnte Flandry.

„Warum nicht?“

„Weil Sie unnötig Zeit und Leute verlieren würden, Sir. Jupiters Oberfläche beträgt das Hundertfache der Oberfläche der Erde. Die Menge der dort stationierten Ymir ist uns unbekannt, aber sie ist sicher beträchtlich. Wie sollen unsere wenigen Leute da etwas herausbekommen, zumal ihnen nur zwei oder drei Spezialschiffe der Ymir zur Verfügung ste-

hen? Nehmen wir doch nur einmal an, Thua weigert sich, weitere Inspektionen zu genehmigen. Sollen wir vielleicht heimlich auf Jupiter landen und uns die Knochen brechen? Es war schon immer die Aufgabe des Geheimdienstes, aus Tausenden von Einzelheiten ein Gesamtbild zu schaffen. Opfern Sie keine Männer in einer Gewaltaufgabe, die doch kein Ergebnis bringen kann. Lassen Sie uns weiter die Merseier beobachten; damit gelangen wir eher zum Ziel.“

„Und wenn die Ymir sich plötzlich gegen uns wenden, uns vielleicht sogar überraschen?“

„Dann kämpfen wir eben, oder wir sterben.“ Flandry zuckte die Schultern; sie schmerzten immer noch. „Überlegen Sie, Sir, ob es nicht möglich ist, daß die Merseier uns lediglich von sich ablenken wollen und geschickt den Verdacht auf die Ymir lenken? Ich würde Aycharaych eine solche geschickte Falle schon zutrauen.“

„Kann sein“, gab Fenross zu, „aber Merseia liegt jenseits Syrax, während der Jupiter direkt vor unserer Nase ist. Der Kaiser ist höchst beunruhigt, habe ich mir sagen lassen, und er wünscht ...“

„Wer hat denn das wieder verlauten lassen?“ unterbrach Flandry seine Frage. „Sicher doch nicht der Earl von Sidrath, als Sie ihm gestern die Bilder vom Überfall auf Vixen vorführten?“

„Sprechen Sie nicht davon!“ bat Fenross fast flehentlich. Er griff mit zitternden Fingern nach einer Schachtel und entnahm ihr eine Tablette, die er hastig schluckte. „Ich bin ja schließlich auch nur hier, um Befehle auszuführen. Täte ich das nicht, würde jemand anders meinen Platz einnehmen.“

Flandry machte eine Pause und gab nicht sofort Antwort. Fenross tat ihm auf einmal leid. Vielleicht bin ich ungerecht mit ihm, dachte er. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken.

Immerhin, dachte er weiter, hat Aycharaych unser Sonnensystem verlassen, ohne daß unsere Leute ihn aufspüren konnten. Weiter ist vor zwanzig Stunden ein schwerbeschädigtes Kurierschiff gelandet, das die Nachricht überbrachte, auf die man heimlich gewartet hatte: die Bewohner von Vixen haben dem Aggressor die Landung erlaubt und den Kampf eingestellt. Im Sektor von Syrax haben erste Kämpfe stattgefunden, die uns erhebliche Verluste einbrachten. Im Zusammenhang damit besagten Gerüchte, daß Ruethen – als die Terraner seinen Ball verlassen hatten – große Fässer mit bitterem Bier auffahren ließ, bis die ganze Gesellschaft sinnlos betrunken war. Welchen Grund hatten die Merseier, so hemmungslos zu feiern?

Sicher, Fenross trug nicht allein die Schuld. Aber sollte der Weg des Menschen vom Dschungel zu den Sternen nur deshalb umsonst gewesen sein, weil feige Offiziere sich nicht getrauten, ihren höchsten Vorgesetzten die Zähne zu zeigen, wenn es notwendig wurde?

„Was ist mit der Unterstützung, die nach Vixen entsandt wurde?“ fragte Flandry.

„Die Schiffe sind noch unterwegs“, gab Fenross zu. Er nahm eine zweite Tablette. „Soweit wir Informationen besitzen, werden unsere Streitkräfte stark genug sein, einem Angriff zu begegnen. Es wird den Fremden kaum gelingen, sie aus dem eroberten System hinauszuerwerfen.“

„Ganz bestimmt nicht, wenn Tom Walton sie führt“, stimmte Flandry zu. „Ich hörte, er bekam das Kommando.“

„Ja. Aber leider hat sich der Feind nun bereits auf Vixen festgesetzt, so daß wir kaum etwas unternehmen können, ohne den Planeten zu zerstören. Walton kann eventuell versuchen, die Nachschublinien der Fremden zu unterbrechen. Wenn man ihnen allerdings genügend Zeit läßt, werden sie sich selbst ernähren können und sind vom Nachschub unabhängig. Zumindest aber kann er versuchen, festzustellen, wo der Heimatplanet der Fremden liegt und kann dann einen Angriff gegen diesen Planeten durchführen. Admiral Walton erhielt vom Kaiser unbegrenzte Vollmacht, so daß er eigentlich alles tun kann, was er für richtig hält.“

Der Kaiser muß einen lichten Moment gehabt haben, dachte Flandry respektlos. Endlich hat er eine vernünftige Entscheidung getroffen. Fenross fuhr fort:

„Der größte Nachteil bei der Geschichte ist, daß der unbekannte Feind alles über uns weiß, während wir nicht einmal ahnen, mit wem wir es zu tun haben. Ich fürchte daher, daß wir trotz Ihrer Bedenken weitere Informationen vom Jupiter holen müssen; wenigstens werden wir es versuchen. Doch einer unserer Agenten muß nach Vixen, um etwas über die Fremden zu erfahren.“

Er hörte plötzlich auf zu sprechen.

Flandry sog an seiner Zigarette und füllte seine Lungen mit Rauch. Langsam stieß er den Rauch wieder aus.

„Aha!“ sagte er tonlos.

„Sehr richtig“, meinte Fenross. „Sie haben es erraten: das ist Ihr nächster Auftrag.“

„Diesmal aber nicht wieder allein“, protestierte Flandry. „Walton hat genügend Leute, um einige entbehren zu können.“

„Natürlich, er wird Sie unterstützen. Aber wie Sie wohl wissen, sind parallele Aktionen die Seele der Spionage. Hinzu kommt, daß die Vixener statt der Logik eine dramatische Geste bevorzugten. Nachdem sie kapitulierte hatten, schickten sie ein Raumschiff mit einem Piloten auf die Reise. Dieses Boot machte nicht den Versuch, Kontakt mit einem unserer Schiffe aufzunehmen, es eilte auch nicht nach Aldebaran, um unseren dortigen Stützpunkt um Hilfe zu bitten; nein, der Pilot machte sich auf die lange Reise und landete auf der Erde. Er bat um eine Audienz beim Kaiser.“

„Die er natürlich nicht bekam“, sagte Flandry voraus, „weil seine Majestät Gartenarbeiten verrichten mußte und keine Zeit für einen normalen Sterblichen erübrigen konnte, der lediglich einen einzigen Planeten vertrat.“

„Gartenarbeit?“ Fenross blinzelte erstaunt.

„Ich habe mir sagen lassen, Ihre Majestät züchtet hervorragende Stiefmütterchen“, murmelte Flandry.

Der Admiral schluckte und sagte hastig:

„Ich empfang diesen Piloten, und er erstattete mir einen ausführlichen Bericht. Viel war es nicht, was er wußte, aber ich erhielt einige wichtige Hinweise. Walton hat einige geflohene Vixener bei sich, die ihm als Führer dienen. Der Pilot hingegen, der erst später flüchtete, hatte Gelegenheit gehabt, die feindlichen Schiffe ganz aus der Nähe zu betrachten. Er hat sogar einige der Fremden sehen können.“ Er seufzte. „Ich habe einen schriftlichen Rapport anfertigen lassen, der Admiral Walton sicherlich weiterhelfen wird.“

„Ja, auch für den Spion, der zur Oberfläche Vixens ge-

schmuggelt werden soll, dürften sich jene Informationen als nützlich erweisen. Soll ich Ihnen den Namen dieses Verlorenen nennen? – Captain Flandry.“

Fenross lächelte sogar.

„Genau das wollte ich Ihnen gerade mitteilen.“

Ohne überrascht zu sein, nickte Flandry. Fenross würde niemals den Versuch aufgeben, ihn durch die Betrauung mit ausgesprochenen Himmelfahrtskommandos umzubringen. Trotzdem muß zugegeben werden, daß Captain Flandry der Mann war, der in solchen Situationen die größte Chance hatte, sie lebend zu überstehen.

„Der Gedanke, zur Erde zu kommen, war gar nicht so unlogisch, wie Sie eben sagten, Sir. Wäre der Pilot nach Aldebaran gegangen, hätte man uns von dort zuerst einen Kurier mit der Bitte um entsprechende Befehle geschickt. So aber erhielten wir die Nachrichten viel schneller. Nein, ich meine, dieser Vixener hat ein kluges Köpfchen. Er wird mich doch zurückbegleiten, nehme ich an.“

„Es handelt sich um eine ‚Sie‘“, verbesserte der Admiral ruhig.

„Was?“ stieß Flandry hervor und kam halb aus dem Sitz hoch.

„Sie wird Ihnen alles erklären“, versprach er. „Ansonsten erhalten Sie von mir völlige Handlungsfreiheit. Fordern Sie alles an, was Sie für notwendig erachten; Sie werden alles bekommen. Und noch etwas: wenn Sie diesen Auftrag überleben, dann wünsche ich Informationen, die den Aufwand wert sind. Und jetzt – viel Erfolg, Captain!“

## 7. Kapitel

Die HOOLIGAN stieg in den Himmel und ließ die Erde schnell hinter sich. Die unvorstellbare Beschleunigung wurde durch das Antigravfeld wirkungslos gemacht. Erst dann, als sie schnell genug war, schaltete Chives den Lichtantrieb ein. Die Bildschirme zeigten für Minuten wirbelnde Bilder, vom Dopplereffekt gestört. Dann schaltete die Anlage synchron und wurde wieder normal.

Das All sah aus, als stünden die Sterne still.

Flandry ließ Chives allein und ging hinüber zum Salon.

„Alles soweit in Ordnung“, sagte er. „Wir werden in dreizehn Tagen ‚Standard‘ auf Vixen landen.“

„Was?“ Das Mädchen, Catherine Kittredge, erhob sich aus dem Sessel. „Ich habe mehr als einen Monat für die gleiche Strecke benötigt – dabei stand mir das schnellste Schiff von Vixen zur Verfügung.“

Flandry lächelte und bekannte: „Ich bin mehr für die HOOLIGAN; sie hat mich noch nie im Stich gelassen. Großartige Experten haben sie gebaut.“ Er setzte sich dem Mädchen gegenüber und streckte die Beine aus. „Geben Sie mir nur einen Schraubenzieher, und ich werde sämtliche Waffen der Galaxis reparieren; aber wenn Sie mich nach dem Wesen des Antriebes fragen, kann ich Ihnen keine Antwort geben. Das ist mehr als nur ein Geheimnis für mich.“

Er versuchte, sie ein wenig fröhlich zu stimmen, denn Fremde hatten ihre Heimatwelt überfallen und in Besitz genommen. Sie hatte Freunde und Verwandte sterben sehen, getötet von fremden Invasoren, die durch bisher fried-

liche Straßen marschierten. Wie ein Kind war sie in die Arme der mütterlichen Erde geflohen, um Schutz zu suchen. Was hatte man getan? Nüchtern hatte man ihren Bericht gehört, um sie dann in ein Raumschiff zu stecken, das nach Vixen reiste – mit einem schuppigen Untier und einem fremden Mann an Bord. Sicherlich hatte ihr jemand gesagt, sie sei ein tapferes Mädchen und müsse nun nach Vixen gehen, um dort zu spionieren. Währenddessen würden auf der Erde die Blumen weiterblühen, und reiche Nichtstuer würden vergeblich versuchen, die Zeit totzuschlagen.

Kein Wunder, daß das Mädchen namens ‚Cat‘ weinte und ängstliche Augen machte.

Sie war zweifellos hübsch, stellte Flandry nicht ohne Wohlgefallen fest. Goldumsprengelte Pupillen lagen unter dunklen Augenbrauen fast versteckt. Sie trug wunderbare blonde Haare, die zu seinem Leidwesen kurz hinter den Ohren abgeschnitten worden waren. Eine kleine und freche Stupsnase schaute unternehmungslustig in die nicht sehr hoffnungsfrohe Welt.

Der weite Overall verbarg Einzelheiten ihrer Figur, aber Flandry besaß genügend Erfahrung, um sich die Details vorstellen zu können. Sie war etwas mollig, aber das tat ihrer Schönheit keinen Abbruch. Sie sprach einen leichten Akzent, was sehr reizvoll wirkte. Allerdings, so gestand er sich ein, stammte sie offensichtlich aus der Provinz, denn ihr ganzes Benehmen wirkte recht altertümlich. Worüber, dachte er mit leichter Verzweiflung, werde ich mit ihr reden können?

Nun, dienstlich würde das Gesprächsthema wohl rei-

chen, die langen Stunden auszufüllen. Außerdem gab es ja noch die reichhaltige Schiffsbar. Er drückte einige Knöpfe.

„Was wünschen Sie zu trinken?“ erkundigte er sich höflich. „Wir haben alles, was in normalen Grenzen zu haben ist – auch einiges, was jenseits dieser Grenzen liegt.“

Sie errötete.

„Danke“, lehnte sie ab.

„Aber – ich bitte Sie! Nichts trinken!? Also – Wein? Bier? Um Himmelswillen, vielleicht sogar Buttermilch?“

Sie sah ihn fragend an, und er entsann sich, daß Vixen keine Landwirtschaft im irdischen Sinne kannte. Also bestellte er bei der Robotbar ein Eis für sie. Er selbst wählte einen puren Gin. Er hatte ihn nötig, fühlte er.

Gut zwei Wochen allein im Weltraum, zusammen mit einem hübschen Mädchen ...

Das Eis schmeckte ihr vorzüglich, und ihr Interesse an der Bar stieg erheblich. Flandry bot ihr eine Zigarette an, die sie jedoch kategorisch ablehnte.

„Wir haben eine Menge Zeit“, sagte er lässig. „Beantworten Sie also nur dann meine Fragen, wenn Sie Lust dazu verspüren.“ Er lächelte. „Oder fangen wir besser in umgekehrter Folge an: stellen Sie Fragen, ich werde sie beantworten.“

Cat sah an ihm vorbei. Hinter der weiten Sichtluke der Beobachtungskuppel stand einsam und frostig der Andromeda-Nebel. Sie lächelte.

„Fragen Sie lieber zuerst – vielleicht hält mich das davon ab, über Vergangenes nachzudenken.“

„Gutes Mädchen“, lobte er. „Dann erzählen Sie mir, wie Sie dazu kamen, die Botschaft zur Erde zu bringen.“

Sie begann zögernd: „Eigentlich war ja mein Bruder der offizielle Kurier von Vixen. Sie wissen, wie das auf Planeten wie Vixen ist. Wir haben weder eine große Bevölkerung, noch übermäßig Geld. Wer das beste Raumschiff besitzt, erhält auch die Spezialaufträge. Ich begleitete meinen Bruder sehr oft auf seinen Flügen und lernte so sein Schiff kennen. Oft waren wir Tage und Wochen unterwegs. Dann kamen eines Tages die Fremden und besetzten Vixen. Hank kämpfte gegen sie und kam nicht zurück. Kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß er gefallen war. Es ist weiter nicht verwunderlich, daß wir zu dem Entschluß gekommen, waren, das Imperium zu benachrichtigen. Da ich nun Hanks Schiff besaß und es auch zu steuern vermochte, schickte man mich.“

„So also war das“, entgegnete Flandry langsam. „Ich hatte die Möglichkeit erhalten, den Bericht von Ihrem Schiff durchzusehen, aber da Sie während Ihres Fluges ja Gelegenheit genug hatten, ihn zu studieren, kennen Sie ihn besser als ich und wahrscheinlich auch besser als jene, die ihn verfaßten. Einiges habe ich behalten, so zum Beispiel die Tatsache, daß einige der Fremden ein gut verständliches Terranisch sprachen. Wissen Sie noch, wie sie sich nannten?“

„Ist das so wichtig?“ fragte sie lustlos.

„Im Augenblick zwar nicht, aber später schon. Immerhin könnte ich eventuell einen winzigen Hinweis sehen, wo ihre unbekannte Heimat verborgen liegt. Und das wiederum wäre doch sehr wichtig.“

Sie lächelte.

„Sie nannten sich die ‚Ardazirho‘! Soweit wir herausfanden, bedeutet ‚ho‘ eine Kollektiv-Endung, so daß wir

annehmen dürfen, ihr Planet heißt Ardazir. Sicherlich betone ich es aber nicht richtig.“

Flandry zog aus seiner Tasche ein Foto heraus. Während eines Kampfes auf Vixen hatte man es aufgenommen. Im Hintergrund ragten die Trümmer einiger Behausungen hervor; davor kroch einer der fremden Soldaten; er war anscheinend verwundet.

Es war Flandrys erster Eindruck gewesen, einen Wolf zu erkennen. Natürlich konnte es kein Wolf sein, denn den Berichten nach zu urteilen, gingen die Fremden aufrecht. Allerdings wurde auch betont, daß sie regelrecht heulten, wenn sie zum Angriff vorstürmten.

Zweifüßler waren es, betonte Cat. Etwa mannshoch mit richtigen Füßen. Ihr Gang erinnerte allerdings an den eines Hundes, den man gelehrt hatte, auf den Hinterfüßen zu laufen. Schultern und Arme waren wie beim Menschen beschaffen; lediglich saßen bei den Fingern die Daumen auf der entgegengesetzten Seite. Der Kopf, hoch und sozusagen arrogant getragen, stach durch seine niedrige Stirn und lange Form hervor. Die lange Nase mit der schwarzen Schnauze erinnerte auch an die eines Hundes. Die scharfen Fangzähne verrieten den Fleischfresser. Die ovalen Augen standen dicht nebeneinander und waren grau und scharfsichtig. Der ganze Körper war mit einem dichten Pelz bedeckt, dessen rostbraune Farbe das bestechendste Merkmal der fremden Rasse zu sein schien.

„Ist dies ihre Uniform?“ fragte Flandry.

Das Mädchen lehnte sich vor, um die Aufnahme besser erkennen zu können. Der verwundete Krieger trug eine Art Rock, dessen farbiges Muster allzu bunt wirkte.

„Barbarisch“, stellte Flandry fest. „Hoffentlich trifft Chives nicht der Schlag, wenn er sie sieht. Er ist so kultiviert.“

Weiter trug der abgebildete Soldat Stiefel und einige Ausrüstungsgegenstände, deren Sinn nicht gleich ersichtlich wurde. In seinem Gürtel steckte ein Messer, während er in der Hand ein Gewehr hielt, das dem Aussehen nach nur eine elektromagnetische Waffe sein konnte.

Cat erklärte:

„Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, daß sie eine einheitliche Uniform besitzen, es sei denn, die Vielzahl an Farben hätten etwas Bestimmtes zu bedeuten. Viele laufen herum wie dieser hier, andere wiederum tragen Burnusse oder richtige Kombinationen. Ich habe sogar einige in Brustpanzern aus Metall beobachten können.“

„Und es sind alles Männer, nehme ich an.“

„Sicherlich, Sir. Der Kampf auf unserem Planeten dauerte lange genug, um unseren Forschern Gelegenheit zu geben, einige von ihnen zu untersuchen. Die Ärzte meinen, sie seien mutierte Säugetiere. Feststeht jedenfalls, daß sie von einem erdähnlichen Planeten stammen, der eine Sonne vom Typ A5 umkreist – das beweisen einwandfrei ihre Augen. Mit anderen Worten: sie werden sich in unseren Steppen recht wohl fühlen, denn das dürfte ihrem Klima entsprechen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum sie Vixen zuerst angriffen.“

„Vielleicht ist Vixen gar nicht ihr erstes Opfer“, sann Flandry laut vor sich hin. „Ein Stern vom Typ A5 ist recht heiß, wenigstens für unsere Begriffe. Wir würden uns kaum unter einer solchen Sonne wohlfühlen, wenn wir

nicht sehr weit von ihr entfernt sind. Umgekehrt werden die Fremden auf Vixen frieren. Mir scheint, sie besitzen keine Übersicht über die astronomischen Verhältnisse des Vixen-Sektors und gingen wahllos vor. Vielleicht wollen sie dort mit der Gründung eines eigenen Sternenreiches beginnen. – Hm, hatten Sie Gelegenheit, mit einem Gefangenen zu sprechen?“

Cat nickte. Sie sagte:

„Ja, das schon, aber es kam nicht viel dabei heraus. Während eines Gefechtes gelang es einer unserer Truppeneinheiten, eine ihrer Abteilungen zu umzingeln und mit Lähmstrahlern außer Gefecht zu setzen. Als zwei von ihnen erwachten und sahen, daß sie gefangen waren, starben sie auf der Stelle.“

„Selbstaufgabe oder Tod auf eigenes Verlangen“, meinte Flandry. „Und weiter?“

„Die anderen starben nicht. Und sie sprachen auch kein Terranisch. Nur einer kannte einige Brocken; der wurde ausgefragt, so gut es eben ging.“ Cat blickte Flandry intensiver an und fuhr fort: „Und nun hören Sie gut zu: dieser eine wußte nicht, wo sein Heimatplanet war! Er verstand sehr gut unsere Koordinatensysteme und konnte sie auch in seine eigenen Idiome übertragen, aber er vermochte uns nicht zu verraten, in welchem Sektor der Milchstraße ein Stern namens ‚Ardazir‘ steht.“

„Künstlicher Gedächtnisschwund“, stellte Flandry fest. „Es wird bei allen ihren Offizieren das gleiche sein. Andere wiederum erhielten den posthypnotischen Befehl, bei Gefangennahme sofort zu sterben. Sie müssen einen netten Herrscher haben, der auf solche Ideen kommt.“ Flandry

zwirbelte seinen Schnurrbart und lächelte bitter. „Immerhin verrät auch diese Tatsache einiges, Cat.“

„Und was, Sir?“

„Ganz bestimmt folgendes: ihre Heimatwelt ist verwundbar, darum soll sie unter keinen Umständen entdeckt werden. Mir scheint, wir sollten unsere ganzen Anstrengungen darauf konzentrieren, diese Heimatwelt zu finden.“

Das Mädchen wurde blaß. Sie senkte den Blick. Sie fragte darauf: „Und Sie glauben, Sir, das könnte möglich sein? Oder werden wir alle sterben müssen?“

„Unsinn, wer spricht denn vom Sterben? Unsere Mission ist zwar gefährlich, aber nicht aussichtslos. Übrigens: ich besitze keinen Titel.“

„Man nannte Sie doch aber ‚Sir Dominic‘.“

„Trotzdem bin ich nicht adeliger Abstammung. Nennen Sie mich also nicht immer Sir, Cat. Nicht wahr, ich darf doch einfach ‚Cat‘ zu Ihnen sagen? Der Name steht Ihnen gut. Wir sind Kampfgenossen, Cat, und sollten mehr als das sein: Freunde. So, und jetzt wollen wir einmal sehen, ob wir etwas Eßbares finden. Später zeige ich Ihnen dann Ihre Kabine.“ Als sie errötete, fügte er lachend hinzu: „Keine Sorge, man kann Ihren Raum von innen abschließen.“

„Danke“, entgegnete sie erleichtert, aber so leise, daß er es fast überhörte. Mit einer verlegenen Geste strich sie über ihren Overall. Sie sagte: „Als ich den Auftrag erhielt, mit Ihnen zu gehen, da konnte ich ja nicht wissen, daß Sie – daß Sie ...“

„Natürlich konnten Sie das nicht wissen, Cat“, fiel er noch ein. „Aber Sie dürfen mir glauben, daß ich genug

Menschenkenntnis und Erziehung besitze, um mich stets entsprechend zu verhalten. Übrigens vermag ich echte Körperformen von künstlichen Umrissen zu unterscheiden. Und die Umrisse Ihrer verborgenen Strahlpistole zeichnen sich recht deutlich bei Ihnen ab ...“

## *8. Kapitel*

Ein so langer Flug durch das Universum hatte stets etwas Unreales an sich. Man war allein und völlig auf sich selbst angewiesen. Keine Funkwelle konnte das Schiff einholen, das schneller als das Licht reiste. Und selbst wenn das geschähe, wären sie durch die unendlichen Entfernungen zu schwach geworden, ihre Impulse in hörbare Laute zu verwandeln. Man begegnete keinem anderen Schiff, es sei denn, durch einen unwahrscheinlichen Zufall.

Eine ganze Flotte konnte sich so durch den Raum bewegen, über viele Parsek hinweg, ehe man sie aufspürte. Ein einzelnes Schiff jedoch hatte die Chance, bis in alle Ewigkeit zu fliegen, ohne jemals gefunden zu werden.

Es war nichts zu sehen, keine Landschaft, kein Wetter, kein Leben. Nur die ständig wechselnden Konstellationen standen draußen im Nichts und boten dem suchenden Auge einen Anhaltspunkt. Hier und da schimmerten milchige Nebel zwischen flammenden Sonnen, und das weiße Band der Galaxis zog sich quer durch die Ewigkeit.

Draußen herrschte der Tod, im Schiff jedoch war warmes und pulsierendes Leben. Hier gab es Filme und Musik, und, wenn man Appetit verspürte, auch frische Früchte von den Bäumen der Erde.

Flandry war die meiste Zeit damit beschäftigt, die künftigen Aktionen auszuarbeiten, wobei alle Pläne mehr oder weniger reine Spekulationen bleiben mußten. Er schonte seine Kräfte dabei nicht, und mehr als einmal zwangen ihn stechende Kopfschmerzen dazu, Schluß zu machen. Die übrige Zeit verbrachte er mit Cat beim Ballspiel oder Schach. Immer mehr fühlte er, daß sie zwei einsame Menschen unter dem ewigen Dach der Sterne waren.

Cat schlug ihn mehrmals bei diesen Spielen und freute sich diebisch, wenn er sich darüber ärgern wollte. Überhaupt besaß sie einen merkwürdigen Humor, wenn sie nicht gerade an das traurige Schicksal ihrer Heimatwelt dachte. Von Admiral Fenross hielt sie nicht viel, denn sie bezeichnete ihn als einen Mann, dessen Gehirn an eine Mausefalle erinnere und der sich selbst einen Gefallen damit täte, einige der angeblich gefangenen Mäuse laufen zu lassen, damit man sie sähe.

Manchmal spielte sie auf einem Saiteninstrument und sang dazu ihre Lieder von Vixen. Er hörte ihr gern dabei zu und lernte den unbekannten Planeten und seine Bewohner durch diese Lieder besser kennen als durch alle trockenen Berichte.

Mit der Zeit gefiel ihm das Mädchen immer besser, wenn sie auch nicht dem Schönheitsideal der irdischen Aristokratie entsprach. Sie war eben von natürlicher Schönheit, die ihm fast unbekannt geworden war. Das lustige Gesicht war ihr eigenes, nicht das eines Biokünstlers. Ihre Figur, nicht eben schlank, sondern etwas mollig, erweckte Erinnerungen an vergangene Zeiten in ihm. Er fluchte leise vor sich hin und widmete sich erneut seiner Arbeit.

Langsam formten die Sterne neue Konstellationen. Aldebaran wurde zum hellsten Objekt und flammte rot wie ein zorniges Auge. Bläulich kam Vixens Sonne, der Stern Cerulia, in Sicht. Flandry zeigte auf den Bildschirm.

„Noch zwei Tage, Cat. Ich denke, wir feiern heute abend ein wenig. Es kann für lange Zeit die letzte Gelegenheit sein.“

„Sehr wohl, Sir“, nickte Chives. „Ich dachte es mir und habe einige Vorbereitungen getroffen. Wie wäre es mit frischem Hummer ...“

„Ausgezeichnet. Und welcher Wein?“

„Liebfraumilch 2051, würde ich empfehlen.“

„Ein guter, alter Jahrgang. Ja“, wandte sich Flandry an Cat, „es geht nichts über den Geschmack von Chives. Ich könnte das nicht so gut bestimmen.“

Sie lächelte, aber in ihren Augen stand eine heimliche Sorge.

Flandry kümmerte sich nicht darum, sondern zog sich in seine Kabine zurück, um Chives die Sorge für das Ankleiden zu überlassen. Darauf legten sie beide den größten Wert. Chives machte sich bestimmt heute schon Sorgen, was er zu seiner eigenen Beerdigung anziehen würde – falls er je beerdigt werden sollte.

Fertig angekleidet begab sich Flandry in den Salon. Dort stand alles bereit, und er wartete mit großer Ungeduld auf Cat.

Fast erschrak er, als hinter ihm ihre leichten Schritte hörbar wurden. Er drehte sich um – und hätte fast das Glas fallen lassen, das er in der Hand hielt.

Cat trug ein schwarzes Abendkleid der neuesten Mode.

Auf dem Haar saß eine feine Perlenkrone, und Ringe aus Marssilber zierten die schmalen Handgelenke.

„Beim Feuer des Aldebaran!“ stieß er hervor. „Sie sollten nicht ohne Warnung so vor mich treten – wie soll ein Mann das ohne schwere seelische Schäden verdauen?“

Sie lachte, und es klang wie ein Silberglöckchen.

„Chives ist großartig“, erklärte sie. „Er hat mir das alles besorgt. Er hat sogar das Kleid genäht, als ob er den heutigen Abend geahnt hätte.“

Flandry schüttelte den Kopf.

„Er ist ein Gauner, wenn man es richtig sieht. Wenn ich ihn einmal davonjage, wird er ein Geschäft eröffnen können. Er wird die Damen so kleiden, daß sie arme Offiziere wie mich jederzeit verführen können. In zehn Jahren gehört ihm die Galaxis.“

Cat wurde rot und wechselte das Thema.

„Er hat ein schönes Musikband aufgelegt – antik, wenn ich nicht irre.“

„Dafür habe ich nicht viel übrig“, gab Flandry unumwunden zu. „Mein Spezialgebiet sind die Drinks, wenn ich ehrlich sein soll. Jetzt sollten wir uns zum Beispiel einen trockenen Wermut genehmigen.“

„Ich – eigentlich habe ich nie Alkoholisches getrunken.“

„Dann wird es höchste Zeit, Cat.“

Er gab ihr das gefüllte Glas und stieß mit ihr an. Auf dem Bildschirm war Cerulia inzwischen weiter angeschwollen. Cat sah kurz hin, wandte sich dann aber schnell wieder ab. Vielleicht lebte sie in wenigen Stunden schon nicht mehr.

Sie trank.

„Nicht schlecht“, gab sie zu, als sie das Glas geleert hatte. Sie setzten sich.

„Wenn Sie auch bisher nie getrunken haben, möchte ich doch behaupten, daß Sie mehr vom Leben hatten als ich“, sagte er.

„Wie meinen Sie das?“ wollte sie wissen und ließ sich das zweite Glas vollschenken.

„Hm – schwer zu sagen. Fangen wir so an: ich kenne die Grenzplaneten am Rande der uns gehörenden Galaxis und gebe mich keiner romantischen Illusion hin. Ich weiß, wie schwer das Leben dort ist, und wie entbehrungsreich. Ich aber liebe es mehr, morgens faul im Bett zu liegen und mir den Kakao bringen zu lassen. Das ist zwar sehr bequem, aber nicht gesund. Ihr seid stärker und kräftiger als wir, die wir kurz vor dem Aussterben stehen. Dann, wenn das Empire der Erde einst eine Legende geworden ist, wird das Volk von Vixen immer noch existieren.“

Er machte eine kurze Pause, dann setzte er hinzu:

„Darum beneide ich Sie, Cat, Sie und Ihr Volk. Aber ich hätte das vielleicht nicht sagen dürfen, denn schließlich gehöre ich dem Geheimdienst an und muß die Moral meiner Rasse stärken, wo immer sich dazu eine Gelegenheit findet.“

„Ha – die Moral!“ Cat lachte und bekam fast keine Luft mehr.

Dann wurde sie plötzlich ernst. „Lieber Himmel, wirkt denn Alkohol so schnell? Die Kabine dreht sich vor meinen Augen, wenn ich nicht aufpasse. Aber wirklich, Dominic, du solltest mir mehr von dir erzählen – oh – das tut mir leid. Sie sollten mir mehr erzählen ...“

„Bleiben wir beim ‚du‘, Cat“, schlug Flandry vor.  
Sie nickte.

„Ich möchte wissen, was du so tust.“

„Warum?“

„Weil ich dich besser kennen möchte.“

Er sah, wie verwirrt sie war.

„Da gibt es nicht viel zu erzählen, Cat. Ich bin Außenagent des Geheimdienstes. Das bedeutet mit anderen Worten, daß ich von außen durch die Fenster spähe, um etwas zu entdecken. Ich bin somit keiner von denen, die innen im Zimmer sitzen und die Berichte dieser Fenstergucker lesen. Da mein Vorgesetzter mich nicht leiden kann, schickt er mich ständig auf Reisen. Lieber, alter Fenross! Wenn der einmal pensioniert oder durch einen gütigen, gerechten Vorgesetzten ersetzt wird, packe ich mein Bündel und wandere aus.“

„Ist das keine Meuterei?“ fragte sie ernsthaft.

„Was? Daß ich weg will? Du mußt nicht alles so ernst nehmen, was man sagt. In Wirklichkeit ist mir eine sichere und ungefährliche Arbeit ja doch lieber. Ich säße auch lieber am Schreibtisch und läse Berichte. Ich bekäme eine gute Pension und könnte meinen Lebensabend verbringen, wie ich es wollte. So, wie die Sache jetzt aussieht, werde ich ihn wohl im Grab verbringen.“

„Und doch ist es ungerecht, wenn man dich einfach nach Vixen schickt, nur weil dich jemand nicht leiden kann.“

In ihren Augen schimmerten einige Tränen.

„Diesmal hat Fenross sich aber geirrt und mir einen Gefallen getan. Du bist sehr schön, Cat, weißt du das?“

Sie stellte das Glas mit einem harten Ruck auf den Tisch.

„Bin ich das?“ fragte sie unsicher.

Vorsicht, alter Junge, warnte sich Flandry selbst.

„Ah, da kommt Chives mit der Suppe“, lenkte er ab.

„Wir werden sie uns schmecken lassen, und alles andere, was er noch für uns vorbereitet hat.“ Er wartete, bis die bauchigen Tassen vor ihnen standen. „Du warst Gehilfin eines Wetteringenieurs, bevor die Fremden kamen?“

Sie nickte und widmete sich dann dem Essen.

Es folgten noch weitere Speisen, die Chives mit auserlesenem Geschmack zubereitet hatte. Sie tranken ihren Wein dazu und wurden immer ausgelassener.

Flandry stellte sehr bald fest, daß Cat trotz ihrer bescheidenen ‚Bildung‘ ein wunderbares Geschöpf war. Sie war unverdorben durch die schleichende Krankheit einer aufsteigenden und wieder zerfallenden Zivilisation, denn sie kam von einer Welt, die noch frisch und jung war. Sicher, auch in jener kleinen Stadt, in der sie lebte, gab es Gemeinheiten und Intrigen, aber was waren diese schon im Vergleich zu der Korruption eines ganzen Sternenreiches? Cat besaß noch das Vertrauen zu Terra, das den Menschen selbst schon längst abging. Sie glaubte an die Gerechtigkeit.

Er hätte nie gedacht, sich so gut mit ihr unterhalten zu können. Die Weingläser wurden nie leer, denn ständig füllte er nach. Zum Schluß hätte er nicht mehr sagen können, wieviel sie getrunken hatten.

Als Chives endlich den Tisch abdeckte und Kaffee brachte, griff sie fast hastig nach der Tasse.

„Ich habe ihn nötig“, gab sie zu, „denn ich bin davon überzeugt, viel zuviel Wein getrunken zu haben.“

„Das stimmt“, gab Flandry zu und nahm die Zigarre, die Chives ihm anbot. Dann verließ der Diener die Kabine und ließ sie allein.

Cat saß mit dem Rücken zum Bildschirm. Wie Juwelen standen die funkelnden Sterne um ihr Haupt.

„Ich kann es nicht glauben“, sagte sie plötzlich.

„Du hast recht!“ stimmte Flandry ihr zu. Dann aber erst begriff er, was sie gesagt hatte. „Was kannst du nicht glauben?“

„Daß unser Empire zum Untergang verurteilt ist.“

„Es ist auch besser, man glaubt es nicht“, riet er sanft.

Sie beugte sich vor, und der Schein der Sterne spiegelte sich auf ihrer freien Schulter wider.

„Die Erde kann keine Schuld daran haben, Dominic. Solange es Männer wie dich gibt, kann das Empire jedem Angriff trotzen. Es müßte selbst keine Angst vor einer feindlichen Galaxis haben.“

„Du übertreibst, Cat.“

„Vielleicht habe ich zuviel getrunken, aber ich scherze diesmal nicht. Ich meine es ernst. Männer wie du können jeden Feind besiegen.“

Flandry trank sein Glas aus. Er sog an der Zigarre, und plötzlich war ihm, als wirke der Alkohol erst jetzt. Ihm kam ein wahnwitziger Gedanke. Warum sollte er dem Mädchen etwas vormachen, warum ihm nicht die reine Wahrheit sagen? Sie hätte es verdient, diese Wahrheit zu kennen. Und so erklärte er in aller Offenheit:

„Höre gut zu, Cat. Du befindest dich in einem Irrtum, wenn du das glaubst. Ich kenne mich und meine Rasse zu genau. Wir sind innerlich hohl und korrupt. Der Tod hat

uns bereits gezeichnet, und nur ein Wunder kann den Untergang noch hinausschieben. Was ist denn schon der Sinn unseres Lebens? Wir suchen das Abenteuer, um die Zeit zu vertreiben. Wir suchen das Vergnügen, mehr nicht. Ist das etwa ein Lebenssinn, für den zu sterben sich lohnt?“

„Du sprichst bittere Worte ...“

„Sie sind nicht nur bitter, sondern auch wahr, Cat. Du gehörst einer Rasse an, vor der noch so viele Aufgaben liegen. Wir aber sind Aristokraten – wir freuen uns am Leben, aber nicht an den Dingen, die wir vollbringen. Das ist ein gewaltiger Unterschied.“ Er tippte sich gegen die Brust. „Wir sind zu intelligent geworden – wenigstens glauben wir das von uns, aber die meisten sind zu dumm, den beginnenden Zerfall zu sehen. Wir schwanken zwischen der glorreichen Vergangenheit und der ungewissen Zukunft, übersehen dabei aber die so wichtige Gegenwart, die unsere Zukunft gestaltet.“

Er schwieg.

In der Kabine hing der Akkord einer sentimentalен Musik, die Chives ausgesucht hatte. Sie hätte zu einer anderen Gelegenheit sicherlich besser gepaßt – aber Chives hatte ja nicht wissen können, daß sie politisieren würden.

„Tut mir leid“, entschuldigte er sich. „Wir hätten wirklich über etwas anderes sprechen sollen.“

Sie lächelte mitfühlend und fragte:

„Wäre es denn besser gewesen, du hättest deine wahren Gefühle mir gegenüber verborgen?“

Er schüttelte den Kopf.

Dann kam ihre Frage:

„Kann man zu dieser Musik tanzen?“

Er sah, wie fasziniert sie lauschte. Versonnen nannte er den Titel des Liedes:

„Der ‚*Liebestod*‘, wenn ich mich nicht irre. Nein, darauf kann man nicht tanzen. Das ist verinnerlichte Musik, für etwas anderes bestimmt.“

„Ob Chives das weiß?“

„Hm“, machte Flandry überrascht.

Und dann begriff er.

Immer noch funkelten die Sterne über ihrem Kopf, während sie einer unbestimmten Gefahr entgegenseilten. Er fühlte sich für Cat verantwortlich – für sie in ihrer Jugend und Unerfahrenheit.

Er sog erneut an der Zigarre. Leise sagte er:

„Trinke deinen Kaffee, ehe er kalt wird, Cat.“

Ein verfänglicher Moment war vorübergegangen. Ihm war, als habe sie ihm ein wenig enttäuscht zugelächelt, aber das konnte auch eine Täuschung sein. Dann drehte sie sich um und betrachtete die Sterne. Lange Minuten sahen sie sich nicht in die Augen.

Cerulia leuchtete nun sehr stark. Es war der hellste Stern des Sichtbereiches. Tonlos sagte sie:

„Angenommen, Dominic, du hast recht mit dem bevorstehenden Untergang des Empires. Was wird dann aus Vixen werden?“

„Vorerst werden wir Vixen befreien und von Ardazir eine entsprechende Entschädigung verlangen.“

Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Lieber keine gewaltsame Befreiung, Dominic. Ich kenne die modernen Waffen des Empires und weiß, wieviel dann von meiner Heimat übrigbliebe. Vielleicht wird deine Raumflotte den

Feind auf Vixen angreifen, und dann würde der Planet zerstört. Alle müßten mit dem Feind sterben – die Freundin, die mir gegenüber wohnt, die Bäume und Vögel. Es bliebe nichts als radioaktive Asche und Tod. Vielleicht aber wird auch ein Kompromiß geschlossen, und das Empire überläßt Vixen den Ardazirho. Warum eigentlich nicht? Was bedeutet schon ein Planet unter Millionen? Wenn sie verzichten, können sie einen Krieg vermeiden. Und trotzdem: warum schicken sie dich und mich nach Vixen? Was sollen wir erreichen? Können wir etwas erreichen?“

„Vielleicht“, sagte Flandry und sah hinaus in die Unendlichkeit des Raumes. Er wußte keine bessere Antwort.

## *9. Kapitel*

Cerulia, ein Stern erster Ordnung, benötigte weit weniger Masse, um die gleiche Hitze auszustrahlen wie die Sonne. Vixen, vierter Planet des Systems, umkreiste sein Muttergestirn in anderthalb Jahren Standard. Er empfing etwa die gleiche Wärmemenge wie die Erde.

„In der Bezeichnung durchschnittlich‘ liegt der Trugschluß“, stellte Flandry fest, als er neben Chives schwerelos in der Zentrale schwebte. Er hielt sich an den Kontrollgriffen fest, um nicht ‚davonzusegeln‘. Die Kombination des Piloten stand ihm nicht schlecht.

In Richtung der Sonne waren die Blendscheiben vorgeschoben worden, denn niemand würde den blauen Schein aus dieser geringen Entfernung aushalten können. Ganz in der Nähe stand Ogre, ein Planet von der Art Jupiters. Dort

bestand eine Kolonie der Ymir. Was dachten sie über die Invasion der Ardazirho?

„Ogre macht den Vixenern schon genug Sorge“, fuhr Flandry fort. „Die Ymir sollten mit ihrem Stützpunkt zufrieden sein, statt mit den Wölfen zu paktieren – vorausgesetzt, sie haben es getan. – Wie bekommt Cat der freie Fall?“

Chives zuckte die Schultern.

„So sehr ich es bedaure, Sir, aber ich meine, sie sieht nicht sehr gut aus.“

Flandry preßte die Lippen aufeinander. Niemand war bisher an der Raumkrankheit gestorben, und wenn er sich wochenlang im schwerelosen Zustand befand. Diesmal waren Störungen nicht zu vermeiden, wollten sie sich nicht der Gefahr des Entdecktwerdens aussetzen.

Die Ardazirho hatten zweifellos ihre Detektoren in einer Kreisbahn um Vixen. Jeder Raumschiffsantrieb würde sofort gemeldet werden. Es blieb also nichts anderes übrig, als Antrieb und Gravitationsfelder abzuschalten, so lange das eben möglich war. Hinzukam die Schwierigkeit, sich durch ein dichtes Netz von Patrouillenschiffen hindurchzuschlängeln, ohne bemerkt zu werden. Flandry hatte eine vage Vorstellung davon, wie er es schaffen konnte. Bei Walton hatte er sich nicht gemeldet, denn damit wäre nur unnötige Zeit verlorengegangen. Er war ein guter Pilot, Chives nicht minder.

Mit ausgeschalteten Motoren stürzte die HOOLIGAN auf den Planeten Vixen zu und erreichte bald die Geschwindigkeit eines Meteors. Jeder feindliche Detektor würde das Schiff auch für einen solchen halten und somit

nicht melden. Bei direkter Sicht allerdings würde man den Irrtum erkennen, aber selbst bei dichtester Blockade gab es so große Zwischenräume, daß eine Begegnung dieser Art so gut wie ausgeschlossen blieb.

Nein, der Start würde ungleich schwieriger sein. Die Landung im jetzigen Stil war eine Leichtigkeit – bis die Grenze der Atmosphäre erreicht wurde.

Flandry starrte wie fasziniert auf den Planeten Vixen, der mit unheimlicher Schnelligkeit answoll und zu einem leuchtenden Globus wurde. Seitlich schimmerte Cerulia durch die Blende, ebenfalls groß und mächtig.

Vixens nördliche Tagseite leuchtete blendend weiß wie eine Polarkappe, aber die Spektrografen verrieten nackte Felsen, glühende Wüsten und weite Flüsse mit wildem Schmelzwasser. In der südlichen Hemisphäre waren die Kontinente grün, während die Ozeane blau wie polierter Kobalt glänzten. Wolkenbänke nahmen hier und dort die Sicht; einzelne Stürme rasten dahin, und oft genug wurden Gewitter und Blitze registriert. Der Äquator verschwand völlig unter einem Wolkenband, das fast wie ein fester Körper wirkte. Ein kleiner Mond, knapp hunderttausend Kilometer von Vixen entfernt, wirkte blaß und tot.

Schweigend fiel die HOOLIGAN weiter.

Flandry sagte, nur um die Stille zu unterbrechen:

„Und so etwas nennen sie einen erdähnlichen Planeten! Was müssen das damals für Leute in den Expeditionsabteilungen gewesen sein!“

„So übel ist Vixen aber nicht“, widersprach Chives, der sehr viel Sinn für Gerechtigkeit besaß. „Die südliche Halbkugel ist infolge ihrer Stellung zur Sonne fruchtbar und

nicht zu heiß oder zu kalt. Lediglich die nördliche Hälfte hat in den vergangenen Jahrzehnten an Wirtlichkeit verloren.“

„Für die Fremden wirtlich genug“, knurrte Flandry, gab seinem Diener aber sonst recht. „Wenn sie wirklich von einem A-Stern kommen, wird es ihnen dort ausgezeichnet gefallen.“

Vixen füllte fast das ganze Sichtfeld aus. Allmählich mußte etwas getan werden, oder sie würden nur noch zwei Dinge mit ihrer Existenz vollbringen: eine Sternschnuppe in der Atmosphäre des Planeten und einen Krater auf seiner Oberfläche.

Mit voller Geschwindigkeit tauchten sie in die obersten Luftschichten ein. Es war, als stemme sich ihnen ein solides Hindernis entgegen und wolle sie von ihrer Flugrichtung ablenken. Und das genau war es ja auch, was sie wollten.

Flandry konnte sich nicht halten. Der plötzliche Andruck warf ihn gegen die Kontrollgriffe.

Das zuerst leise Pfeifen vorbeistreifender Luft wurde zum infernalischen Heulen. Die Außenwände begannen fast zu glühen. In der Kabine wurde es heiß.

Flandry vermochte kaum, den Arm zu heben. Aber dann gelang es ihm, mühsam die Steuerung zu betätigen. Das Schiff tauchte aus dem Luftozean wieder auf, fiel erneut herab, tauchte wieder auf.

Die Hülle widerstand der unvorstellbaren Hitze, denn das Metall war kristallisiert worden, um jeder Temperatur gewachsen zu sein. Trotzdem konnten sie es jetzt nicht wagen, den Planeten einige Male zu umkreisen. Vielleicht

würde das eine zu große Herausforderung an das Schicksal sein. Besser war es, den Antrieb teilweise einzuschalten, und ganz besonders das künstliche Schwerfeld, damit wieder normale Bedingungen eintraten.

Chives bewegte den Hebel mit dem Schwanz, denn er lag, von dem Andruck gehalten, hilflos auf dem Boden vorne am Bug. Kaum schnappte der Hebel ein, da wurden sie fast gewichtslos, aber das war nur der Kontrast. In Wirklichkeit entsprach das Gewicht einem Andruck von einem G, wie er auf der Erde herrschte.

Flandry holte tief Luft.

„Und für so eine Quälerei werden wir bezahlt“, stöhnte er und sah zu, wie Chives aufstand. „Ich kümmere mich um Cat.“

Der Diener nickte und übernahm die Führung des Schiffes.

Das Mädchen lag angezogen auf ihrem Bett. Ein dünner Blutfaden rann aus der Nase und zeichnete sich deutlich auf dem weißen Linnen ab. Ohne zu zögern, injizierte Flandry ein Belebungsmittel. Sie schlug sofort die Augen auf.

„Es tut mir leid, Cat, aber es mußte sein. Entschuldige, wenn ich ungefragt in dein Zimmer eindrang und dich weckte, aber wir brauchen unbedingt jetzt einen Ortskundigen, damit wir an der richtigen Stelle landen.“

„Schon gut“, sagte sie und richtete sich auf. Er half ihr und geleitete sie in die Zentrale. Dort löste er Chives in dem Pilotensessel ab, während sie sich hinter ihm aufstellte und in Flugrichtung blickte.

Die Geschwindigkeit war weiter abgesunken, und an-

triebslos glitt das Schiff durch die Stratosphäre, dabei tiefer und tiefer gehend.

Hohe Gebirge ragten am Horizont auf.

„Die Mondberge!“ rief Cat. „Das wäre der richtige Ort. Ich kenne die Gegend gut. Viel Wald und vereinzelte Lichtungen, wo wir landen können. Da vorn ist der Paß, Dominic. Halte darauf zu.“

Sie überquerten das Gebirge und landeten unbemerkt auf einer Lichtung. Flandry schaltete den Antrieb aus und lehnte sich zurück.

„Das hätten wir geschafft, ohne uns die Knochen zu brechen. Das Schiff ist nicht einmal beschädigt. Das war Glück.“

Er kletterte aus dem Sessel und deutete auf den in nicht großer Entfernung beginnenden Wald.

„Gehen wir“, sagte er und nickte Cat zu.

Chives räusperte sich.

„Sir, darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie dringend einen Psychiater brauchen, wenn Sie etwa die Absicht haben sollten, mit der jungen Dame allein dort hineinzugehen?“

„Vielleicht darf ich dich dann darauf aufmerksam machen, daß ich Mühe genug haben werde, als Vixener durch die Gegend zu laufen, als auch noch für dich zu sorgen. Dir sieht man doch auf hundert Kilometer an, woher du kommst. Du bleibst bei unserem Schiff und verteidigst es, wenn sich das als notwendig erweisen sollte. Du weißt ja bestens mit unseren Sicherungsvorkehrungen Bescheid! Und wenn die Übermacht zu groß wird, startest du und verschwindest. Ich hoffe, du hast mich verstanden?“

„Ja, Sir!“

„So, Cat – fertig? Wir wollen uns nicht mehr lange aufhalten, denn jede Stunde zählt. Gehen wir.“

Chives, das Genie in jeder Lebenslage, hatte während des langen Fluges Zeit genug gehabt, nach den Angaben Cats zwei für Vixen typische Jägeranzüge herzustellen. Diese Verkleidung schien besonders günstig, weil sie gleichzeitig das Vorhandensein des kleinen Funkgerätes, des langen Jagdmessers und des Gewehres erklären würde. Flandrys Dialekt – auf Vixen mußte das reine Terranisch als solches wirken – würde ebenfalls keine Schwierigkeiten bedeuten, denn die Fremden konnten die Sprache noch nicht so gut beherrschen. Eine nicht sehr gute, aber sicherlich wirksame Verkleidung, davon war Flandry überzeugt.

Ihr erstes Ziel war die Stadt Garth, wo Cat wohnte. Sie mußte den Ort erreichen, ohne entdeckt zu werden, und dort gab es genug Verstecke, wo sie untertauchen konnten. Und hier würde Flandry von allen Seiten seine Informationen erhalten und auch beginnen, den Eroberern Kummer zu bereiten.

Zwar rang Chives immer noch verzweifelt seine grünen Hände und machte vergebliche Beschwörungsversuche, aber Flandry schüttelte den Kopf. Er blieb unbittlich und schärfte seinem Diener noch einmal ein, auf keinen Fall die HOOLIGAN als letzten Fluchtweg unnötig in Gefahr zu bringen. Er ahnte ja noch nicht, wie nötig er das Schiff einmal haben würde.

Es war Winter, aber der kommende Frühling kündigte sich bereits an. Lange Nächte und ausgiebige Regengüsse kennzeichneten die Übergangszeit. Der Waldboden war

dick, weich und feucht. Sie waren in der Dämmerung gelandet, aber durch das dichte Blätterdach des Waldes drang nur selten ein Lichtstrahl. Große Flächen leuchtender Pilze halfen ihnen, die Richtung zu halten. Die Luft war warm und feucht, voller fremder Gerüche. Überall zwitscherten Vögel, obwohl es bereits fast völlig dunkel geworden war. Irgendwo schrie ein Kleintier.

Sie benötigten zwei Stunden, ehe sie die nächste Highway erreichten. Sie atmeten erleichtert auf und verfielen automatisch in Gleichschritt. Ihr Tempo erhöhte sich. Nur ab und zu wechselten sie ein Wort, blieben aber sonst schweigsam. Weit vor ihnen in der Nacht lag die Stadt Garth.

Nach einer weiteren Stunde blieb Cat plötzlich stehen.

„Es sind fünfzig Kilometer bis Garth – wir werden es nie schaffen, wenn uns kein Auto mitnimmt.“

„Dann legen wir eben eine Pause ein“, schlug er vor und setzte sich auf einen Baumstamm. Cat zögerte einen Augenblick, ehe sie seinem Beispiel folgte. Er bemerkte, daß sie vor Kälte zitterte. Vorsichtig legte er seinen Arm um ihre schmale Schulter.

„Du frierst?“

„Es ist wohl mehr die Angst, Dominic.“

„Du sollst keine Angst haben, wenn ich bei dir bin“, riet er und zog sie an sich. Leicht berührten seine Lippen die ihren. Sie gab den Kuß zurück.

Flandry zog sie noch mehr zu sich heran. Fast hätte er einen ärgerlichen Fluch ausgestoßen, als in der Ferne die beiden Lichter eines sich nähernden Fahrzeuges auftauchten.

Cat befreite sich aus seinen Armen und stand auf. Er folgte ihr langsamer.

„Das war Rettung in letzter Minute“, murmelte Flandry doppeldeutig. „Und frage mich nie, wer gerettet wurde.“

Sie lachte und bewies, daß sie die Andeutung sehr gut verstanden hatte.

Als Flandry im Licht der Scheinwerfer stand, winkte er. Das Auto hielt sofort an. Der Fahrer lehnte sich aus der Kabine.

„Ihr wollt nach Garth?“ fragte er.

„Ja. Nehmen Sie uns mit?“

„Natürlich“, gab der Fahrer zurück.

Flandry half Cat beim Einsteigen. In der Kabine war es eng und warm.

„Sie wollen wohl Ihr Gewehr abgeben?“ fragte der Fahrer mit einer unverkennbaren Bitternis in seiner Stimme. Flandry betrachtete ihn im Glühen der Armaturen. Der Fahrer hatte strenge und harte Züge, voller Enttäuschung und Müdigkeit. Quer über das Gesicht zog sich die Narbe eines verheilten Strahlschusses.

„Schätze schon“, antwortete Cat schnell. „Wir sind jetzt drei Monate in den Wäldern gewesen, mein Mann und ich. Wir hörten zwar von der stattgefundenen Invasion und wollten schon früher in die Stadt, aber die andauernden Regengüsse zwangen uns, noch zu warten. Auch funktionierte das Radio nicht immer, so daß wir gar nicht wissen, was alles passiert ist.“

„Genug!“ Der Fahrer verstand die versteckte Frage und spie verächtlich aus dem Fenster. Dann warf er ihnen einen

scharfen Blick zu. „Aber sagen Sie mir eins: was tut ein Jäger um diese Zeit in den Gebirgswäldern?“

Cat zögerte. Flandry sprang ein.

„Es ist an sich ein Geheimnis nur weniger Jäger, aber wenn Sie es für sich behalten wollen, kann ich es Ihnen verraten. In der Übergangszeit sind die Pelzkatten häufig und lassen sich am leichtesten jagen, wenn es auch trotzdem nicht gerade ungefährlich wird. Immerhin haben wir ein ganzes Lager wertvoller Pelze erbeutet.“

„Ah – so ist das. Hm, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann liefern Sie Ihr Gewehr nicht im Hauptquartier der Wölfe ab. Wenn Sie sich denen mit einer Waffe in der Hand nähern, erschießt man Sie, bevor Fragen gestellt werden. Legt es lieber irgendwo hin und geht dann erst zu ihnen, um ihnen Bescheid zu sagen.“

„Gerne gebe ich meine Waffe nicht ab“, entgegnete Flandry.

Der Fahrer zuckte mit der Schulter.

„Dann behalten Sie sie. Aber lassen Sie niemals verlauten, daß ich Ihnen diesen Rat gab. Ich habe bei Burnt Hill gekämpft, habe eine ganze Nacht verwundet dort gelegen und den Toten markiert, während die Wölfe in der Gegend umherstreiften und nach unseren Leuten suchten. Irgendwie bin ich ihnen entkommen und erreichte mein Heim. Ehrlich gesagt, das reicht mir für ein ganzes Leben. Ich habe eine Frau und ein paar Kinder.“ Er zeigte mit dem Daumen in die Richtung, aus der er gekommen war. „Ich habe seltene Erze geladen, die mir von den Wölfen abgekauft werden – davon lebe ich. Sie lassen es zu Staub zermahlen und benutzen es als kontrollierbare Energiemasse.“

Ich weiß, daß sie damit weitere Schiffe des Empires vernichten werden, aber ich will nicht verhungern. Täte ich es nicht, würden sich andere finden. Vielleicht meinen Sie nun, ich sei ein Verräter, aber warten Sie mit Ihrem Urteil lieber, bis Sie die Leute durch die Straßen rennen sehen, ein Rudel Wölfe auf ihrer Spur. Dann werden Sie es sich überlegen, ob Sie das Risiko für ein Empire eingehen wollen, das uns längst aufgegeben hat.“

„Hat es das wirklich getan?“ fragte Flandry. „Ich glaube mich zu entsinnen, in einer Sendung gehört zu haben, daß Verstärkung geschickt wird.“

„Das ist sogar wahr“, nickte der Fahrer. „Einer meiner Kollegen hat ebenfalls ein gutes Radio. Er verfolgte die Raumschlacht in allen ihren Phasen. Ein Admiral Walton, wenn ich mich nicht irre. Aber die Wölfe wichen dem eigentlichen Kampf zu schnell aus und zogen sich auf unsere Welt zurück. Wenn Walton sie vernichten will, muß er Vixen angreifen. Ja, und wenn er sich dazu entschließen sollte ...“

Flandry sah den Schweiß auf der Stirn des Fahrers. Der wartete einige Sekunden, ehe er fortfuhr:

„Wenn er das tut, bleibt von Vixen nichts übrig. Ein verbrannter Planet, auf dem niemand mehr lebt. Betet zu Gott, daß Terra niemals auf den Gedanken kommt, die Ardazirho auf Vixen anzugreifen.“

„Was sollen sie denn sonst tun, wenn sie uns helfen wollen?“ rief Flandry.

Er konnte keine definitive Antwort erwarten, denn für einen Zivilisten mußte die Lage verworren und hoffnungslos erscheinen. Aber er hatte die Nachrichtenquelle des Mannes unterschätzt.

„Mein Freund mit dem Radio fing einige Nachrichten auf, die von der irdischen Flotte an uns gerichtet waren. Die Wölfe versuchten natürlich, einen Störsender einzusetzen, daher kamen die Sendungen nur verstümmelt. Sie fordern uns zur Sabotage auf und zur Selbstverteidigung. Wir sollten den Mut nicht verlieren – und weiter so einen Unsinn! Diese Idioten! Sie werden in Garth schon selbst sehen, wie wenig Sinn das hätte. Die Wölfe versorgen sich bereits auf Vixen und sind von ihrem Nachschub so gut wie unabhängig. Walton funkte, er habe einen ihrer Stützpunkte erobert, einen Asteroiden. Doch es ist meiner Meinung nach nicht nur Vixen, was Admiral Walton davon abhält, die Wölfe zu vernichten, sondern er muß auch gewisse Bedenken wegen Ogre haben. Man scheint anzunehmen, die Ymir stünden in heimlicher Verbindung mit den Invasoren. Von dem Ymir ist nichts zu erfahren – vielleicht kennen Sie diese schweigsame Rasse.“

Flandry nickte.

„Und ob ich sie kenne. Sie sagen einfach: ‚Wenn ihr uns nicht glaubt, daß wir neutral sind und bleiben, ist es völlig sinnlos, weiter über diese Frage zu diskutieren, denn wie wollt ihr euch davon überzeugen – wo unser Reich so weit verstreut ist –, ob unsere Behauptung stimmt oder nicht?‘ So sprechen sie, wenn sie überhaupt sprechen.“

„Genau so ist es“, sagte der Fahrer, begeistert über so viel Sachkenntnis. „Sie haben das rechte Wort für sie gefunden. Vielleicht reden sie die Wahrheit, wer will das wissen. Vielleicht aber warten sie auch nur auf den Moment, in dem Walton nicht auf seiner Hut ist, um ihn zu überraschen und zu vernichten.“

Flandry sah hinaus in die Nacht und dann empor zum Sternenhimmel. Es war inzwischen sternenklar geworden. Die Konstellationen sagten ihm mehr als alle Worte, wie weit er von der Erde entfernt war. Aber noch während er den Himmel betrachtete, fiel ihm wieder der schwarze Fleck auf, an dem nicht ein einziger Stern zu sehen war. Es war ein naher Dunkelnebel, den die Vixener ‚Das Loch‘ nannten. Dicht daneben funkelte hell der Rigel, ein Stern, der zum Imperium der Merseier gehörte. Ogre leuchtete zwischen den Bäumen, ruhig und stetig.

„Und was wird nun geschehen?“ fragte Cat in das Schweigen hinein. Gleichmäßig summte der Motor des Wagens.

„Das kann ich nicht einmal ahnen“, entgegnete der Fahrer mißmutig. „Es wird sehr viel von dem abhängen, was Walton tun wird. Vielleicht läßt er uns im Stich, vielleicht aber macht er den Versuch, unseren Raum zu evakuieren. Oder er greift die Fremden im Raum an. Aber was immer er auch unternimmt, wir sind die Geiseln in den Klauen der Feinde. Nun, und Ogre ist ebenfalls ein unbekannter Faktor, den wir in unsere Berechnungen einbeziehen müssen.“ Er seufzte schwer. „Nein, ich fahre meinen Wagen und Sorge dafür, daß meine Familie und ich nicht verhungern. Die Rationen sind ohnehin erneut gekürzt worden. Ich wüßte nicht, was ich sonst tun könnte, meine Lage zu verbessern. Sie etwa?“

Cat gab keine Antwort, aber sie begann, leise vor sich hinzuweinen. Flandry legte seinen Arm um sie und zog ihren Kopf an seine Brust.

So saßen sie, bis sie in Garth einfuhren.

## *10. Kapitel*

Wieder wurde es nach einem kurzen und sehr heißen Wintertag voll Gewitter und Regen Nacht.

Flandry und Emil Bryce standen im Schatten einer dunklen Allee und beobachteten die fast unsichtbar gewordene Straße. Kalter Regen tropfte von ihren Umhängen. Durch eine Falte drang die Feuchtigkeit, und Flandry spürte, wie er völlig durchnäßt wurde, aber er wagte es nicht, sich zu rühren. Jeden Augenblick konnten die Ardazirho auftauchen.

Auf den Dächern der Häuser trommelten unablässig die schweren Tropfen; irgendwo klatschte es herab und gurgelte durch die Gossen, um in einem Abfluß zu verschwinden. Der Wind hatte sich völlig gelegt; ab und zu zuckten grelle Blitze durch die unheimliche Nacht. In solchen Momenten konnte er die betonierte Straße erkennen, die geschlossenen Läden der nächsten Häuser und das Stahlskelett eines Sendeturmes, der zu einer nun stillgelegten Wetterstation gehörte. Diese Stationen waren einst über den ganzen Planeten verteilt.

Mit dem Erlöschen des Blitzes kehrte die finstere Nacht zurück, in der man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Emil Bryce hatte sich in der letzten halben Stunde keinen Millimeter von der Stelle gerührt. Ein echter Jäger, dachte Flandry flüchtig. Und er dachte es mit einem gewissen Neid. Dieser Bryce kannte das Warten auf die Beute von Kindesbeinen an und machte sich nichts daraus. Er

aber, Flandry, war dieses reglose Warten nicht gewohnt. Er wurde ungeduldig. Und kalt. Nein, eigentlich nicht kalt, sondern sehr heiß. Die eingedrungene Nässe begann sogar zu verdampfen.

Plötzlich ertönten Fußtritte durch die Dunkelheit, aber ihnen fehlte der wohlbekannte Rhythmus menschlicher Schritte. Sie klangen, wenn man genau hinhörte, richtig metallisch.

Eine Taschenlampe flammte auf und schnitt grellblau durch die Finsternis, viel zu hell für menschliche Augen, um ohne Schwierigkeiten etwas erkennen zu können. Aber der Widerschein war gedämpft genug, um ihn die Gesichter der Gestalten sehen zu lassen. Und er fühlte, wie ein eisiger Schauer seinen Rücken herabrann.

Er hatte die Gesichter von Wölfen erkannt.

Bryce zog die Hand mit der Nadelpistole unter dem Umhang hervor. Flandry überprüfte seinen Totschläger und hielt den Freund mit der anderen Hand zurück. Er, Flandry, mußte als erster gehen und versuchen, in der Dunkelheit den richtigen Feind herauszufinden. Keine Uniform würde ihm dabei helfen können, und von den nichtmenschlichen Gesichtern konnte auch niemand behaupten, daß man sie so schnell unterscheiden konnte.

Aber Flandry besaß seine Erfahrungen.

Das abgegebene Gewehr war es schon wert gewesen, daß man dafür gefahrlos in das Hauptquartier der örtlichen Besatzungsbehörde gelangte. Sie hatten keine sehr große Garnison in Garth; nur wenige hundert Mann für eine Stadt von knapp einer Viertel Million. Aber die schweren und modernen Waffen, die Panzer und Strahlkanonen, ersetzten

eine gut ausgerüstete Armee. Die Garnison besetzte umliegende Kampfstationen, sammelte die abzugebenden Waffen ein, überwachte die noch funktionierenden Fabriken und verfolgte alle jene Vixener, die noch Kampfgeist zeigten.

Aus diesem Grunde, so hatte Flandry sich gesagt, mußte ihr Kommandant über ein umfassendes Wissen verfügen – außerdem sprach er Terranisch, wenn auch mit einem harten, fremden Dialekt. Der Agent hatte ihn sich sehr gut angesehen, als er im Hauptquartier war, und auch darin besaß er seine Erfahrungen. Er konnte Gesichter sehr gut voneinander unterscheiden – auch nichtmenschliche.

Und jetzt kehrte Rudelführer Temulak, so hatte er sich selbst genannt, vom Dienst in seine Wohnung zurück. Bryce und seine Kameraden hatten die Ardazirho schon seit Wochen beobachtet und wußten, daß sie viel zu Fuß gingen und auf kurze Strecken nur selten ein Fahrzeug benutzten. Sie bewegten sich in kleinen, bewaffneten Gruppen, stets auf ihrer Hut und äußerst wachsam. Vielleicht war ihnen der Geruch des Treibstoffes unangenehm, denn es war bekannt, welch ausgezeichnete Nase sie besaßen. Vielleicht machte ihnen aber auch die Gefahr Spaß, denn oft genug waren solche Gruppen von Eingeborenen angegriffen worden, die ihrerseits ihren Mut meist mit dem Leben bezahlen mußten. Zivilisten besaßen eben nicht die geringste Chance gegen die schwerbewaffneten Invasoren mit ihren Körperpanzern und schnellem Reaktionsvermögen.

Aber ich bin kein Zivilist, sagte sich Flandry. Und dieser Bryce scheint ebenfalls ein brauchbarer Bursche zu sein.

Die Gruppe marschierte an ihrem Versteck vorbei.

Ab und zu fiel ein Lichtschein auf gesenkte, lange Köpfe, die in stumpfen Schnauzen endeten. Der aufrechte Gang war ein wenig gebeugt und scheinbar schwerfällig. Fünf waren es, zählte Flandry schnell, und Temulak ging in ihrer Mitte, blieb aber jetzt ein bißchen zurück.

Flandry glitt aus dem Schatten seines Verstecks und rannte mit völlig lautlosen Schritten vor.

Temulak wirbelte herum, ein Zeichen, wie ungeheuer scharf sein Gehör sein mußte. Die rotpelzige Klaue schnellte zum Gürtel, wo die Strahlpistole stak. Mit einem blitzschnellen Schlag traf Flandrys Totschläger das Gesicht des Feindes.

Aber nicht gut genug, denn Temulak senkte den Kopf, so daß der Helm den Schlag abfing und ableitete. Auch der Brustpanzer nahm dem irdischen Agenten jede Möglichkeit, dort einen zweiten Schlag anzubringen. Der Strahler kam aus dem Halfter.

Mit aller Kraft ließ Flandry die Rechte auf die Handgelenke des Wolfes herabsausen. Die Strahlwaffe polterte zu Boden.

Der Ardazirho warf den Kopf zurück und stieß ein klägliches Heulen aus. Das Hauptquartier war keinen halben Kilometer entfernt. Dort mußte man den Schrei gehört haben.

Flandry nutzte die Gelegenheit, ihm einen Kinnhaken zu geben, der Temulak taumeln ließ. Aber schon hatte er sich wieder gefangen und griff zu. Sich gegenseitig umklammernd, stürzten beide hin und wälzten sich im Schmutz der nassen Straße.

Die haarige Linke fuhr heran und krallte nach Flandrys

Kehle. Der Terraner sah die scharfen Nägel. Er warf den Arm hoch, um seinen ungeschützten Hals vor einer Verletzung zu bewahren. Temulak heulte erneut auf. Dann biß er in Flandrys Handgelenk.

Der Schmerz raste wie Feuer durch die Glieder des Agenten, aber er gab ihm auch doppelte Kräfte, um seinen Gegner bewußtlos zu schlagen.

Flandry sah auf. Im fahlen Schein einer auf dem Boden liegenden Lampe sah er, wie Bryce sich der Wachen erwehrte, die heulend heranstürmten.

Zwei der Wölfe lagen bereits getroffen am Boden. Der dritte sprang vor und stürzte sich auf Bryce, der ihn von sich schleuderte. Noch während er fiel, erschloß ihn der Rebell mit seinem Nadler.

Der vierte jedoch hatte genügend Zeit gefunden, seinen Strahler zu ziehen. Der blendende Schein stach durch die Dunkelheit und traf genau die Stelle, an der Bryce noch eine Sekunde zuvor gestanden hatte. Nun schoß er von der Erde aus, verfehlte aber sein Ziel. Mehrmals wurden Schüsse gewechselt, aber niemand traf.

In der Ferne war das wilde Geheul der herbeieilenden Verstärkung. Es blieb nicht mehr viel Zeit.

Flandry tastete die Straße ab und fand endlich den Strahler des Rudelführers. Er wartete, bis die Waffe des überlebenden Wolfes aufblitzte, dann erst schoß er und traf genau.

„Wir müssen fort, sonst finden die Wölfe unsere Spur. Und ihre Nasen sind verdammt gut“, sagte Bryce von irgendwoher.

„Daran habe ich auch gedacht“, versicherte Flandry. „Kümmere dich um Temulak.“

Bryce nahm den Bewußtlosen auf seine breiten Schultern, während Flandry eine Plastikflasche aus der Tasche zog und Benzin auf die Straße goß.

„Wenn ihre Nasen nach einer solchen Prise noch etwas wert sind, weiß ich nicht, *wie* gut sie sind“, sagte er leise.

Bryce schritt voran. Sie sahen nicht sehr viel, aber sie konnten den Weg ertasten. Vorbei ging es an dunklen Häusern, hinter deren Fenstern sich nichts regte. Dann überkletterten sie einen halbzerfallenen Gartenzaun und eilten weiter. Hinter ihnen wurde das Geheul lauter; die Wölfe hatten die Stätte des Überfalles erreicht.

Das Versteck war nicht weit. Für Flandrys Geschmack sogar viel zu nahe. Wer aber auf Vixen besaß schon Erfahrungen im Partisanenkrieg? Cat hatte nach ihrer Ankunft in Garth sofort ihre Freunde aufgesucht und sie mit Flandry bekannt gemacht. Es war eine kleine, verbissene Widerstandsgruppe, die einen schier aussichtslosen Kampf focht. Und wenn nur einer von ihnen lebendig in die Hände des Feindes geriet, konnte er alles unter dem Einfluß narkotischer Drogen verraten. Es war daher kein Wunder, wenn nicht einmal Flandry wußte, wo das Versteck eigentlich lag. Unterirdische Gänge führten zu ihm, vorbei an verborgenen Posten mit schußbereiten Strahlern. Wer das Kennwort nicht kannte, war verloren.

Flandry stolperte halbblind durch überschwemmte Blumenbeete; dann half er Bryce, den bewußtlosen Temulak in einen Keller zu bringen. Jedes Haus auf Vixen mußte wegen der ständigen Stürme unterkellert sein, um bei Katastrophen den Bewohnern genügenden Schutz zu geben. Von hier aus begann ein Tunnel, dessen Eingang gut ge-

tarnt war. Mehr als hundert Meter mußten sie gebückt gehen, was mit der schweren Last nicht gerade ein Vergnügen genannt werden konnte. Sie landeten im Keller eines Hauses, von dem sie nicht einmal wußten, wie es von außen aussah.

Judith Hurst schrak zusammen, als sie das Zimmer betraten. Das trübe Licht ließ sie aber sofort den breitschultrigen Jäger mit der schlaffen Gestalt auf den Armen erkennen. Flandry stand hinter ihm und nahm mit einem erleichterten Aufatmen den regennassen Umhang ab.

„Oh“, machte Judith. „Ihr habt ihn erwischt?“

Bryce betrachtete die Anwesenden aus zusammengekniffenen Augen. Sie mußten sich erst wieder an das Licht gewöhnen. Es waren etwa ein Dutzend Männer in dem kleinen Raum, verwegene Gestalten mit sonnengebräunten Gesichtern. Ihre Schatten standen wie riesige Geister an den Zimmerwänden. Messer und längst verbotene Gewehre und Pistolen blitzten in ihren Händen. Nur Cat saß. Sie mußte sehr erschöpft sein, wenn sie immer noch nicht ausgeschlafen hatte.

„Verdammt, bald hätte ich es nicht geschafft“, brummte Bryce angegriffen. „Ohne den Captain wäre ich jetzt nicht hier. Sir Dominic, ich muß mich für das entschuldigen, was ich einmal über die Erde gedacht habe.“

„Ich ebenfalls“, gab Judith zu und kam zu Flandry, um seine beiden Hände dankbar in die ihren zu nehmen. Sie war eine der wenigen Frauen der Untergrundbewegung und so hübsch, daß Flandry sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, sie ständig in Gefahr zu wissen. Sie war groß und schlank, mit langen Haaren und sanften, braunen

Augen. Die Shorts standen ihr ausgezeichnet. „Ich hätte niemals geglaubt, euch beide lebendig wiederzusehen. Dies ist im Grunde genommen unser erster richtiger Erfolg, seitdem der Krieg beendet wurde.“

„Ein Whisky macht noch lange keine Party“, warnte Flandry und verbeugte sich vor ihr. „Aber da wir gerade von Whisky sprechen – ich könnte jetzt sehr gut einen gebrauchen – oder wenigstens etwas Gleichwertiges. Aber wir sollten uns zuerst um Temulak kümmern.“

Als er an Cat vorbeiging, hob sie den Kopf. In ihren Augen schimmerten Tränen.

„Oh, Dominic, du lebst“, flüsterte sie kaum hörbar. „Das ist wichtiger als alles andere.“ Sie kam hoch und stand ein wenig schwankend auf ihren Beinen. Er nickte ihr zu und folgte den anderen, die voranschritten. In seinem Gehirn wirbelten die Gedanken, und seine Probleme überschlugen sich fast.

Wenn er ein gut eingerichtetes Labor besäße, würde er sehr bald wissen, mit welchen Drogen er dem Ardazirho die Wahrheit entlocken konnte. So aber hatte er nicht die geringste Ahnung vom Metabolismus dieser fremden Rasse. Aber vielleicht würde es genügen, die einfache Psychologie zu Hilfe zu nehmen.

Der Nebenraum war mit einem Bett ausgestattet worden, auf das Flandry den Gefangenen nun legen ließ. Der Panzer wurde entfernt, dann ließ er ihn binden. Er sorgte dafür, daß die Fesseln nicht zu stramm saßen, aber die Gewähr boten, den Gefangenen zu halten.

Temulak begann sich zu bewegen, kaum daß die Prozedur beendet war. Seine Augen öffneten sich, und er be-

merkte, in welcher Lage er sich befand. Er bleckte die Zähne und knurrte.

„Nun, wie fühlst du dich?“ fragte Flandry.

„Nicht so gut wie in jenem Augenblick, da ich dich töten werde“, gab der Wolf zurück. Der Akzent war hart und fremd. In den Augen glühte ein unheimliches Feuer.

„Du machst mir aber bange“, spöttelte Flandry leicht hin. „Aber ich mache dir einen Vorschlag: wenn du meine Fragen jetzt wahrheitsgemäß beantworten willst, ersparst du dir und uns eine Menge Ärger. Da du noch lebst, darf ich wohl annehmen, daß man dir die Erinnerung an die Koordinaten deiner Heimatsonne genommen hat. Aber immerhin solltest du einige wertvolle Hinweise besitzen, mit denen sich etwas anfangen ließe.“ Er zündete sich eine Zigarette an und fabrizierte formschöne Rauchringe. „Es gibt auch noch andere Einzelheiten, die dir bekannt sein müssen, wenn man deinen Rang in Betracht zieht. Jedenfalls sind das alles Dinge, die ich wissen möchte – und es wäre doch nett, wenn wir gute Freunde bleiben könnten. Ich sterbe bald vor Neugier.“ Er lächelte hinterhältig. „Das meinte ich nicht so wörtlich, Temulak. Wenn hier jemand sterben sollte, dann höchstens du.“

Temulak wurde steif.

„Wenn du meinst, ich wolle am Leben bleiben, nur um die Orbekh zu verraten ...“

„Weiter!“

Die Haare des rötlichen Pelzes sträubten sich.

„Schmerzen können mich nicht zum Reden zwingen. Auch sind dir die Organe meiner Rasse unbekannt genug,

um den Versuch mit Drogen und psychologischen Tricks mißlingen zu lassen.“

„Das käme auf einen Versuch an, mein Freund. Wir machen es so, daß du glücklich sein wirst, wenn du diese Wahrheit sagen darfst. Wenn es soweit ist, dann rufe nach mir, ich warte – und ich habe eine Menge Zeit.“

Er nickte Dr. Reinecke zu. Der Arzt nickte zurück und machte sich mit den Instrumenten zu schaffen, die er auf Flandrys Anweisung vom städtischen Hospital mitgebracht hatte. Zuerst legte er dem Gefangenen eine Kopfhaut an, die ihn völlig blind machte. Die Öffnungen von Nase und Ohren wurden mit Spezialwachs verstopft, so daß auch Geruch und Gehör ausgeschaltet wurden. Eine Maschine sorgte für künstliche Ernährung. Die Fesselung war so, daß er sich kaum bewegen konnte. Und so ließen sie ihn liegen, einen Lebenden, der das Gefühl haben mußte, schon längst gestorben zu sein.

Nicht das geringste Zeichen einer bestehenden Außenwelt würde von nun an sein Bewußtsein ablenken. Eine schmerzlose Methode, aber der Geist eines intelligenten Wesens ist auf eine solche Isolation nicht vorbereitet. Der Sinn für Zeit geht völlig verloren, und man weiß nicht, ob Stunden oder Jahre vergehen. Halluzinationen treten auf, und der Wille bricht.

Flandry schloß die Tür.

„Es muß eine ständige Wache in dem Raum sein“, ordnete er an. „Und sobald er zu rufen beginnt, holt mich. – Kann ich nun endlich etwas zum Trinken bekommen?“

Judith betrachtete ihn.

„Ich habe immer gedacht, die Terraner seien eine deka-

dente und schwächliche Rasse – es ist offensichtlich, daß ich mich geirrt habe.“

Sein Blick traf ihre Augen. Er las darin Bewunderung.

„Und mir scheint“, sagte er dann ebenso freundlich und herausfordernd, „daß ich mich hinsichtlich der Vixenerinnen ebenfalls getäuscht habe!“

Sie nahm seinen Arm.

„Und was machen wir nun?“

„Abwarten und einen Whisky trinken, meine Liebe. Nebenbei werde ich den Leuten hier einiges beibringen, das sie später einmal sehr gut verwerten können. So zum Beispiel kleine Tricks, die Arbeit der Fabriken zu sabotieren und aufzuhalten. Ich will einen davon nennen: mit einem anonymen Telefonanruf, in der Fabrik sei eine Zeitbombe versteckt, kann die Arbeit für einen halben Tag lahmgelegt werden. Dann sollte man dafür sorgen, daß weitere Untergrundbewegungen entstehen und die Verbindung zwischen den bereits vorhandenen hergestellt wird. Ich weiß nicht, wieviel Zeit mir bleibt, aber sicherlich würde ich Jahre benötigen, euch alles beizubringen.“ Er streckte sich. „Aber jetzt habe ich keinen anderen Wunsch, als einen kräftigen Trunk aus so hübscher Hand zu erhalten.“

„Hier, nehmen Sie“, sagte Bryce und hielt Flandry eine gewöhnliche Feldflasche hin. Ehe der Agent zugreifen konnte, fuhr Judith den Verblüfften an:

„Das ist eine Unverschämtheit, Bryce, dem Captain Ihren Mischmasch anzubieten – dazu noch aus einer verbeulten Flasche. Nein!“ Ihre Augen blitzten, als sie sich wieder Flandry zuwandte. „Denken Sie nicht, ich wollte aufdringlich sein, Captain, aber ich habe zu Hause noch zwei Fla-

schen edelsten Whisky. Und ich wohne nicht weit von hier, gerade zwei Häuser.“

„Oh!“ machte Flandry.

Judith sagte: „Ich würde ja gern alle hier einladen, aber ich habe zuwenig Platz in meiner bescheidenen Wohnung. Es muß ja auch jemand hierbleiben. Und der Captain hat eine Erfrischung wohl am meisten verdient. Nichts ist gut genug für ihn, finde ich.“

„Wenn Sie meinen“, murmelte Flandry. Er verbeugte sich vor den sprachlosen Männern und folgte Judith.

Als er die Tür schloß, hörte er, wie Cat im Zimmer zu weinen begann.

Eigentlich hätte ihn das warnen sollen, aber er hatte jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken.

Außerdem war Judith wirklich ein außerordentlich hübsches Mädchen ...

## *11. Kapitel*

Drei Tage vergingen, und ein halber vierter.

Vixen drehte sich in 22 Stunden einmal um seine eigene Achse und hatte somit auch in dieser Beziehung viel Ähnlichkeit mit der Erde.

Dann kam ein Melder mit der Nachricht, daß Temulaks Wille gebrochen sei.

Flandry nickte.

Judith klammerte sich an ihn.

„Mußt du denn sofort gehen, Liebling? Du bist die halbe Zeit nicht hiergewesen, sondern hast draußen herumspioniert und die Leute aufgewiegelt. Ich habe solche Angst um

dich gehabt, weil sie immer noch die Männer suchen, die Temulak fingen.“

Er küßte sie geistesabwesend.

„Wir sind Patrioten und haben Pflichten, mein Schatz.“

Er war so schnell aus der Tür, daß sie ihn nicht halten konnte.

Der Weg zum Eingangskeller führte durch Gärten und Straßen. Flandry schob die Hände in die Taschen und schlenderte dahin, als habe er nichts zu tun. Die Menschen, denen er begegnete, machten einen fast verhungerten und heruntergekommenen Eindruck. In ihren Augen flackerte Angst. Einmal überholte ihn ein offener Wagen mit einer Patrouille der Wölfe. Sie saßen darin, die schwarzen Schnauzen in die Luft gestreckt, als wollten sie nichts sehen, sondern nur riechen. Sie ließen eine Zone erschreckten Schweigens hinter sich.

Als er endlich das Versteck erreichte, waren nur Cat und Bryce anwesend. Hinter der Tür erklang das wilde Heulen des Gefangenen, der nach Flandry rief.

„Er spricht schon die ganze Zeit“, meldete Bryce mit verstecktem Vorwurf. „Wie wollen Sie wissen, ob er auch die Wahrheit sagt?“

„Das Ausfragen ist eine Wissenschaft für sich“, bemerkte der Captain. „Wenn die Prozedur seinen Willen wirklich gebrochen hat, wird er keine Zeit mehr haben, Lügen zu erfinden. Meine Fragen kommen dazu viel zu schnell und sprunghaft. Cat, hast du die Tonaufnahmen gemacht? Und bist du fertig, das Verhör aufzunehmen?“

Sie nickte. Er sah erst jetzt, wie schmal sie geworden war. Schatten lagen unter ihren verweinten Augen, und sie

hatte in der vergangenen Nacht kaum geschlafen. Sie zeigte auf die Maschine.

„Was willst du nun machen?“ flüsterte sie.

Flandry dachte immer noch über sie nach. Er glaubte, sie auf dem einsamen Flug nach Vixen genügend kennengelernt zu haben, aber nun kamen ihm doch Zweifel. Inwiefern kann ein Mensch den anderen überhaupt kennenlernen, ohne sich zu täuschen? Seit der Gefangennahme Temulaks hatte er sie nur einmal gesehen. Für wenige Minuten waren sie da allein gewesen, aber die Zeit war zu kurz, persönliche Worte zu wechseln. Er sah, daß sie zitterte.

„Ich werde Temulak nach einigen Dingen fragen, die mich brennend interessieren, Cat. Und danach werde ich ein gutes Essen und etwas zu trinken benötigen.“

„Mit Judith Hurst?“ fragte sie bitter.

„Das hängt davon ab“, erwiderte er vorsichtig.

„Dominic!“ bat sie und wurde rot. „Bitte, treibe mich nicht zu etwas, das ich selbst nicht will.“

„Wir werden sehen“, sagte er und ging zur Tür. Hinter ihm brach Cat in Tränen aus.

Bryce folgte ihm.

„Was hat sie nur?“ wollte er wissen.

„Sie ist übermüdet“, entgegnete Flandry und öffnete die Tür.

„Es ist etwas anderes“, erklärte ihm der Jäger mit leisem Vorwurf in der Stimme. „Nun, vielleicht geht es mich auch nichts an ...“

„Allerdings nicht“, eröffnete ihm Flandry, nahm ihm die Aufnahmemaschine ab und schloß die Tür hinter sich.

Temulak lag unruhig auf seinem Bett. Flandry stellte das

Gerät an, nahm die Wachspfropfen aus den Ohren des Gefangenen und fragte milde:

„Du wolltest mich sprechen, Temulak?“

„Lasse mich hier heraus!“ heulte der Wolf kläglich. „Du sollst mich sofort herauslassen, habe ich gesagt.“

„Warten wir lieber erst einmal ab, was du mir zu sagen hast“, tröstete Flandry ihn. „Willst du sprechen?“

Er begann zögernd:

„Ich habe nie gedacht ... ihr seid ein furchtbares Volk!“

„Wenn du nichts Konkretes sagen willst – wir haben Zeit. Gute Nacht!“

„Nein! Nicht! Lasse mich sehen, lasse mich riechen! Ich will auch alles tun, was du von mir verlangst.“

Und Flandry begann systematisch mit seinem Verhör.

Es nahm seine ganze Aufmerksamkeit und auch einige Zeit in Anspruch. Das Prinzip war, dem Gefangenen eine überraschend schnelle Frage zuzuwerfen, die scheinbar mit der nachfolgenden nicht das Geringste zu tun hatte. Es mußte Schlag auf Schlag gehen, so daß der Verhörte keine Gelegenheit erhielt, sich eine Frage in aller Ruhe zu überlegen.

Flandry fühlte bald, daß er müde wurde. Mit einer fähigen Ablösung wäre es besser gegangen, aber wo sollte er die herbekommen? Er rauchte eine Zigarette nach der anderen und verlor bald jedes Gefühl für die Zeit.

Als das erste Band vollgesprochen war, legte er eine Pause ein. Die Luft im Zimmer war schlecht geworden und voller Rauch. Seine Hände zitterten merklich, während Temulak still und völlig erschöpft auf dem Bett lag. Auch er war am Rande seiner physischen Kräfte, von den psychischen ganz abgesehen.

Allmählich begann Flandry, sich ein Bild zu machen, zwar nur in schattenhaften Umrissen, aber immerhin. Temulak wußte selbst nicht viel, aber das, was er wußte, hatte er willig ausgeplaudert. Auf dem Tonband waren alle Einzelheiten festgehalten.

Irgendwo im Universum stand eine Sonne, größer und heller als Cerulia. Ein Planet, ‚Ardazir‘ genannt, umkreiste sie. Auf ihm war die Wolfssrasse zu Hause. (Nach der Übersetzung nannten sie sich ‚Nation‘, aber Flandry hatte das Gefühl, daß ‚Rudel‘ oder ‚Herde‘ besser hingepaßt hätte.) Die Raumfahrt war unabhängig von anderen Rassen entwickelt worden, und dann, vor etwa fünfzehn Standardjahren, war die moderne Technik anderer Völker mit Gravitationslehren, Überlichtgeschwindigkeit und Superwaffen auf sie gestoßen. Die Herren (sprich ‚Häuptlinge‘ oder ‚Anführer‘) hatten sofort begonnen, diese ungeahnten Hilfsquellen für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Der eigene Planet wurde zu klein für die plötzlich vorhandene Macht. Prompt suchten sie neue Räume für ihre Eroberungslust. Ihre Vorhuten überfielen einsame Planeten und raubten ihre Bewohner aus; die Techniker folgten und verwandelten die fremden Welten in Nachschubbasen und Stützpunkte.

Und nun hatte der Angriff auf das Imperium Terras begonnen.

Die Kriegsherren hatten ihrem Volk versichert, daß keine Gefahr drohen konnte, weil sie mächtige Verbündete besaßen, so fern und so fremdartig, daß auch von ihrer Seite aus nichts zu befürchten wäre. Diese Fremden hätten schon lange einen Krieg gegen Terra geplant, fänden aber

nun in den tapferen Ardazirho die richtigen Verbündeten und Nachfolger für das zum Tode verurteilte Empire der Erde.

Viel mehr wußte Temulak auch nicht. Sie schienen eine fatalistisch eingestellte Rasse von Wesen zu sein, die blind den Befehlen ihrer Herren gehorchten und kaum auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren, ohne dabei aber Ruhm und Ehre zu vergessen. Vorsicht war ihnen gänzlich fremd.

Flandry rauchte seine Zigarette und kombinierte.

Wenn die Ymir tatsächlich hinter den Ardazirho steckten, war es nur allzu verständlich, wenn sie sich auch mit den Merseiern gut verstanden. Dadurch wurde erreicht, daß die irdischen Streitkräfte sich zunächst strategisch zwischen Vixen und Syrax teilen mußten. Es konnte jedoch genauso gut sein, daß die Ymir von dem Komplott wirklich nichts ahnten und die Merseier allein die Schuldigen waren. Auf jeden Fall hieß der ‚wunde Punkt‘ einzig und allein Ardazir!

Fragte sich nur, was die Ymir gegen Sauerstoffatmer haben konnten. Sie konnten mit Welten, wie die Erde eine war, nichts anfangen. Sicher, es hatte kleine Reibereien gegeben, die jedoch ohne Bedeutung sein mußten. Trotzdem, dachte Flandry, hat Horx sein Möglichstes getan, mich zu töten. Warum? Womit konnte man ihn, Horx, bestochen haben? Es sei denn, er hätte einen direkten Befehl von seinen eigenen Vorgesetzten erhalten. Das wäre etwas anderes.

Flandry ballte die Fäuste.

Es gab eine Antwort auf alle seine Fragen, aber ohne stichhaltige Beweise konnte er sie sich nicht einmal selbst geben, ohne die verhängnisvollsten Trugschlüsse zu zie-

hen. Es war vielleicht sogar besser, die Spekulationen sein zu lassen und sich wieder den nüchternen Tatsachen zuzuwenden. Das Band enthielt alle wichtigen Angaben, wie zum Beispiel Anzahl der feindlichen Schiffe, Stärke der Besatzungstruppen, Lage der Stützpunkte und Pläne der Militärs. Sogar die Einwohnerzahl von Ardazir war Flandry nicht unbekannt geblieben. Etwa zwei Millionen Soldaten hatten Vixen besetzt. Knapp einhundert Millionen waren auf den übrigen eroberten Planeten stationiert worden, wo mit aller Macht daran gearbeitet wurde, Kriegsmaterial herzustellen und bereitzulegen. Die Offiziere waren darüber unterrichtet worden, daß weitere schwache Vorposten des Empires in Aktion getreten waren und daß reiche Beute in Aussicht stand.

Es war klar: Ardazir plante einen Großangriff auf Terra. Die Folge würde sein, daß die irdische Raumflotte sich von Syrax zurückziehen mußte, um den Heimatplaneten zu schützen. Das aber würde bedeuten, daß Syrax kampfflos in die Hände der Merseier fallen mußte. Das wieder gab zu der Vermutung Anlaß ...

Es war sozusagen eine Quadratur des Kreises, in die Flandry geraten war.

Eine Armee marschiert nicht nur mit dem Bauch, dachte er ironisch. Informationen und Strategie sind wichtiger als Verpflegung. Wenn sie aber mit dem Kopf marschiert, gibt es „Plattköpfe“. Und von denen findet man in manchem Oberkommando ja mehr als genug.

Er grinste über seinen vermeintlichen Witz und fühlte sich plötzlich munter werden. Die heisere Stimme des Ardazirho unterbrach die Stille des Raumes:

„Wirst du mich wieder sehen lassen?“

„Wenn du willst, kannst du dich meiner Schönheit erfreuen“, genehmigte Flandry großzügig und entfernte die behindernde Schutzhaube vom Kopf des Gefangenen. Der blinzelte in das Licht. Ruhig wartete er ab, bis auch die Instrumente entfernt waren, die ihn mit Nahrung versorgten. „Du wirst natürlich noch eine Zeitlang unser Gast bleiben, bis wir deine Geschichte nachgeprüft haben“, sagte Flandry. „Solltest du nicht die Wahrheit gesagt haben, wird es wieder Nacht für dich.“

Temulak schnappte fast unwillkürlich zu, und seine Fangzähne verfehlten Flandrys Arm nur um Millimeter.

„Kusch!“ schrie der Agent wütend. „Dafür bleiben jetzt die übrigen Fesseln dran.“

Temulak knurrte böse. Er sagte:

„Du grauhäutige, haarlose Kreatur, wenn du glaubst, deine ‚Valkua‘-Tricks retten dich vor der Rache des schwarzen Volkes, dann irrst du dich. Ich selbst werde es sein, der dich tötet!“

„Hoffentlich stirbst du nicht vorher an Altersschwäche“, spottete Flandry und ließ den Gefangenen allein. Er ging hinaus in das Zimmer, in dem Cat und Bryce warteten.

Die beiden waren eingeschlafen und schrakten zusammen, als er sie weckte. Der Jäger rieb sich die Augen.

„Lieber Himmel, Sie sind aber lange bei ihm geblieben.“

„Dafür habe ich ein nettes Tonband.“ Er gab es Bryce und sagte: „Es muß dafür gesorgt werden, daß es Admiral Walton so schnell wie möglich erreicht. Unser aller Zukunft wird davon abhängen. Beeilen Sie sich.“

„Wenn wir den Wortlaut senden, wird der Feind ihn ab-

hören können“, gab Bryce zu bedenken. „Wir haben noch einige Raumschiffe, aber Cats war das schnellste von ihnen. Außerdem haben sie eine Sperrzone um den Planeten gelegt.“

„Etwas Ähnliches habe ich mir gedacht“, seufzte Flandry und kritzelte einige Zeilen auf ein Stück Papier. Dazu machte er eine Zeichnung und erklärte: „Dies ist ein Plan. Er zeigt, wo sich mein Schiff verborgen hält, mit dem ich kam.“ Er piffte eine Melodie und fragte: „Kennen Sie übrigens diesen Schlager?“ Der Jäger schüttelte den Kopf.

„Nicht? Immerhin beweist das, wie unverdorben ihr auf Vixen seid. Dann lernen Sie die paar Töne eben“, befahl Flandry. „Wenn Sie mein Schiff gefunden haben, pfeifen Sie das Lied. Chives wird dann nicht auf Sie schießen. Geben Sie ihm diesen Zettel und das Band. Er weiß dann schon Bescheid. Wenn überhaupt jemand in der Lage ist, die Blockade zu brechen, dann ist es Chives mit der HOO-LIGAN.“

Cat zuckte zusammen. Sie sagte warnend:

„Aber Dominic – dein einziger Fluchtweg ...“

Flandry zuckte die Achseln. Er entgegnete lässig:

„Ich bin jetzt viel zu müde, um an eine Flucht zu denken. Was ich brauche, ist ein Bett.“ Er sah auf die Uhr. „Es ist Mitternacht. Bryce, Sie machen sich sofort auf den Weg. Gehen Sie bei Reinecke vorbei und veranlassen Sie, daß der Gefangene an einen zweckmäßigen Ort gebracht wird. Es ist immer gut, einen Stellungswechsel vorzunehmen, wenn man so gesucht wird wie wir. Niemand darf wissen, wo Temulak steckt. Verstanden?“

„Dominic ...“

Cat hatte die Fäuste geballt; weiß standen die Knöchel ihrer zierlichen Hände hervor. Sie sah auf den Boden, und er konnte nur ihr schimmerndes Haar erkennen.

Ruhig sagte er: „Cat, ich muß schlafen, sonst breche ich zusammen. Ich glaube, morgen werden wir uns über einige persönliche Dinge unterhalten müssen. Also gegen Mittag, beim Raketenbrunnen.“

Sie wandte sich um und lief die Treppen hinauf.

Flandry sah ihr nach. Zusammen mit Bryce verließ er das Haus und trennte sich dann von ihm.

Die Nacht war sternenklar; eine fast silberne Aurora zog sich quer über den Himmel, und es war Flandry, als könne er das Knistern der sprühenden Ionen hören. Einmal mußte er sich im Schatten eines Hauses verbergen, als eine Patrouille an ihm vorüberging. Der Wind stand günstig, so daß ihn die Gegner nicht bemerkten. Blau schimmerten ihre Helme und Panzerungen. Ja, sogar ihre Zähne waren blau, wenn das Licht darauf fiel.

Judith empfing ihn herzlich. „Wie froh bin ich, daß du wieder da bist“, sagte sie zärtlich und küßte ihn.

Sie hatte auf ihn gewartet und ein prächtiges Essen vorbereitet – kalten Braten und Wein.

\*

Er schlief bis zum Mittag des nächsten Tages, dann verließ er Judiths Haus, um sich ein wenig in der Stadt umzusehen. Der Park reizte ihn besonders, weil er sich vorstellen konnte, wie schön es einst hier gewesen sein mochte, als Vixen noch den Vixenern gehörte. Hier hatten sie in der warmen

Sonne auf den Bänken gesessen und dem Gesang der Vögel gelauscht. Heute war alles still und leer.

Der Zentralbrunnen in Form einer alten Rakete stand einsam und verlassen inmitten des weiten Platzes.

Flandry zündete sich eine Zigarette an und setzte sich auf den Rand des Brunnens, der ihm so gut gefiel. Hier war es, wo er sich mit Cat verabredet hatte, um sich mit ihr auszusprechen und zu erfahren, wo das neue Versteck sein würde.

Es begann zu regnen, nicht sehr heftig, sondern in einzelnen, schweren Tropfen.

Ein Lastwagen bog in den Park ein und kam einige Schritte von ihm entfernt zum Stehen. Drei Ardazirho sprangen heraus – und mit ihnen kam Cat. Sie zeigte auf Flandry.

Ihre Worte gingen in dem Donner unter, der dem ersten Blitz am Himmel folgte. Aber die Bedeutung des unerwarteten mehrköpfigen ‚Besuchs‘ war Flandry sofort klar.

„Halt, Terraner!“

Vielleicht waren es die einzigen terranischen Worte, die von den drei Wölfen gesprochen werden konnten, denn sie wiederholten sie immer wieder, während Flandry aufsprang und davonrannte, mehrere Haken schlagend, um eventuellen Schüssen auszuweichen.

Aber es wurde nicht geschossen.

Dafür wurde die Klappe des LKW geöffnet. Das Geräusch veranlaßte Flandry, sich während des Laufens umzudrehen – und fast wäre ihm vor Schreck das Blut in den Adern geronnen.

Aus der Ladenklappe quollen ein gutes Dutzend meter-

langer Schlangenkörper mit Flügeln heraus. Sie erblickten ihn, machten einige Windungen und versuchten, sich auf ihn zu stürzen.

Er erhöhte sein Tempo, denn auch die drei Wölfe rannten nun hinter ihm her.

Die fliegenden Schlangen erreichten ihn und schlugen ihre scharfen Fänge in seine Arme. Er wehrte sich gegen sie und schüttelte sie ab.

Er lief weiter.

Die Wölfe waren schneller als jeder Mensch sein konnte. Sie holten auf und stießen dabei ein lautes Geheul aus.

Er verließ den Park und kam auf die Straßen der Stadt. Fenster wurden aufgerissen und schnell wieder geschlossen. Türen knallten zu, wenn er sich ihnen näherte. Niemand wagte ihm zu helfen.

Da gab er es auf.

Mit einem Ruck blieb er stehen und riß die kleine Nadelpistole aus der Tasche. Er zielte auf den nächsten Ardazirho, der keine zwanzig Meter mehr entfernt war. Eine der Flugschlangen jedoch kam ihm zuvor. Sie stieß auf seine Hand herab und biß ihm in die Finger. Mit einem Schmerzensschrei ließ Flandry die Waffe fallen. Mit der unverletzten Hand packte er blitzschnell zu, um das Tier zu töten.

Dann waren die Ardazirho heran und stürzten sich auf ihn ...

## *12. Kapitel*

Den größten Teil des Jahres bestand die nördliche Hälfte des Planeten Vixen aus Wüste, Prärie oder Sumpf. Eine

kärgliche Vegetation führte einen aussichtslosen Kampf gegen die lebensfeindliche Natur. In der Arktis gab es sogar Schnee und Eis, wenn die langen Winternächte kamen. Aber im Sommer schmolz diese gefrorene Kappe ab, und wilde Ströme überfluteten für kurze Zeit die weite Ebene, die dann zu einem großen See wurde. Schnell trocknete dieser dann wieder aus, wenn die Sonne höher stieg.

Zu dieser Zeit rasten die Stürme über den Äquator nach Süden und richteten dort große Verwüstungen an. Im Norden aber breiteten sich ausgetrocknete Salzseen aus. Brände entstanden und verwandelten das vertrocknete Gras in schwarze Asche. Gebirge gab es fast keine, nur sanfte Hügel und bis zum Horizont ausgedehnte Ebenen.

In dieser Gegend hatten die Ardazirho ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Tausende von Kilometern schützten sie vor jedem feindlichen Bodenangriff, und die zerrissene Landschaft bot genügend Deckung und Tarnung. Dabei gaben sie sich nicht einmal besondere Mühe, ihre Festung zu verbergen.

Ab und zu sah Flandry dort unten ein startfertiges Raumschiff stehen, dann wieder eine Abschußbasis für ferngelenkte Raketen oder Detektorstationen. Ungeschützt patrouillierten Posten um die Anlagen und erfreuten sich sichtlich an der ultravioletten Strahlung der heißen Sonne. Die Vorsicht war hier eben ein unbekannter Begriff.

Sie landeten im Festungshof. Flandry wurde in einen Raum geführt, der eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Operationssaal besaß. Sie stießen ihn in einen Sessel, banden ihn fest und gaben einem Wolf einen Wink.

Dieser Wolf begann, seine Instrumente zur Behandlung des Gefangenen vorzubereiten.

In den folgenden Tagen stöhnte Flandry mehr als einmal unbeherrscht auf, wenn der Schmerz ihn zu übermannen drohte. Die elektronische Lehr- und Beeinflussungsmethode gehört nicht zu den angenehmsten, wenn es auch keine effektvollere gibt. Und dann vermochte Flandry, die knurrende Sprache der Ardazirho zu reden und zu verstehen.

Sie führten ihn durch endlose Gänge, deren Beleuchtung so grell war, daß er die Augen die meiste Zeit schließen mußte, wollte er nicht geblendet werden. Trotzdem versuchte er, die Geschehnisse seiner Umgebung in sich aufzunehmen. Er sah Fahrzeuge mit Verpflegung und Munition vorbeifahren, wunderte sich flüchtig über öffentliche Schaukämpfe, bei denen Krallen und Zähne die Hauptrolle spielten, und er sah sogar die Verteilung großer Fleischstücke, bei der es nicht gerade fein zuging.

Endlich machten sie in einem Zimmer halt. Eine künstliche Höhle, stellte Flandry fest. Der Boden war mit Stroh bedeckt. In einem roh betonierten Brunnen floß frisches Wasser. Und auf einem Fellthron saß ein Ardazirho und sah ihm voller Interesse entgegen. Dieser trug eine lederne Bekleidung, ein gebogenes Messer und einen Handstrahler im Gürtel. Vor ihm standen moderne Nachrichtengeräte, mehrere Bildschirme und ein Sender.

„Wartet draußen“, befahl er den Wachen, die Flandry hierher geleitet hatten. Er wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte, dann nickte er dem Gefangenen zu: „Du kannst dich setzen, wenn du willst.“

Flandry setzte sich. Er war müde und fühlte sich wie ge-

rädert. Mit den Händen strich er sich das Haar zurück und dankte gleichzeitig dem Erfinder des Antihaarmittels, das seinen Bartwuchs zurückhielt. Schweigend wartete er, was man von ihm wollte.

„Ich bin Svantozik von Janneer Ya“, sagte der Ardazirho mit seiner rauhen, grollenden Stimme. „Wie mir berichtet wurde, nennst du dich Captain Dominic Flandry und bist Agent des terranischen Geheimdienstes. Wenn du willst, kannst du mich als deinen Kollegen betrachten.“

Flandry holte tief Luft. Er fragte lapidar:

„Von einem Kollegen zum anderen – hast du nicht etwas für mich zu trinken?“

„Aber selbstverständlich“, erwiderte der Wolf und zeigte großmütig auf den Brunnen an der Wand.

Flandry lächelte entsagungsvoll und trank mit Hilfe seiner hohlgehaltenen Handflächen. Dann richtete er sich wieder auf, schon ein wenig frischer. Er sagte:

„Weiter wäre es sehr höflich, wenn du eine Dunkelbrille für mich hättest – und vielleicht eine Zigarette.“

Svantozik lachte bellend.

„Ich habe mir schon gedacht, daß dieses Licht für dich zu grell ist. Hier eine Brille.“ Er gab dem Agenten eine grüne Brille, die zweifellos vorher einem Vixener gehört hatte. „Aber Zigaretten sind nicht erwünscht. Nur eine Rasse mit halb abgestorbenen Geruchsfähigkeiten kann Tabakqualm vertragen.“

„Ich wollte deine Nase nicht beleidigen“, entschuldigte Flandry sich höflich. Er lehnte sich bequem mit dem Rücken gegen die nackte Felswand und fühlte sich schon bedeutend wohler.

„Das hast du auch nicht getan“, erwiderte der Wolf. „Aber zuerst möchte ich dir zu deinen Erfolgen gratulieren.“ Er grinste, und obwohl dieses wölfische Grinsen gefährlich aussah, schien es freundlich gemeint zu sein. „Wir haben auch nach deinem Schiff gesucht, aber es muß uns entwischt sein.“

„Danke“, sagte Flandry und bemühte sich, seine Freude zu verbergen. „Ich habe schon geglaubt, ihr hättet meine schöne Jacht zerstört. Aber ich will ganz ehrlich zu dir sein, weil du mein Kollege bist. Mit Gefangenen meiner Rasse muß man anders vorgehen als du. Man muß sie entmutigen, um etwas zu erfahren. Du hättest mir also sagen müssen, daß ihr mein Schiff vernichtet und den Piloten getötet hättet. Notfalls wären dafür Beweise gefunden worden, die mich überzeugten. Das hätte mich vielleicht weich gemacht, und ich hätte eure kommenden Fragen leichter beantwortet.“

„In der Tat?“ Svantozik spitzte seine Ohren. „Bei dem schwarzen Volk ist es gerade umgekehrt. Gute Nachrichten machen uns weich und nachgiebig, während schlechte unseren Widerstand verstärken.“

„Nun, ganz so einfach ist es auch wieder nicht“, widersprach Flandry eifrig. „Um den Willen eines Terraners zu brechen, sind verschiedene Methoden notwendig. Zuerst behandelt man ihn grob und brutal, um nach einer gewissen Zeit eine Pause einzulegen und freundlich zu werden. Möglicherweise wechselt man sich dabei ab.“

Der Wolf senkte den Blick.

„Ist es nicht sehr unklug von dir, mir das zu erzählen?“

„Es ist lediglich die Wahrheit, mehr nicht. Ich bin davon

überzeugt, daß jene, die euch über uns informierten, das gleiche sagten. Somit enthülle ich dir kein Geheimnis. Und doch sind solche Informationen aus zweiter Hand niemals vollkommen richtig. Jedes Individuum ist anders, und man muß verschiedene Mittel anwenden, um verschiedene Menschen zu behandeln. Du als Ardazirho kannst keine Erfahrungen mit Terranern haben.“

„Stimmt“, gab der Wolf zu. Er nickte mit seinem langen Kopf. „Ich entsinne mich, einiges darüber in der Beschreibung des menschlichen Charakters gelesen zu haben. Aber es gab so viele andere Dinge zu beachten, die große Jagd betreffend, daß ich viel wieder vergaß. Du bringst mich nun wahrhaftig in Versuchung, die von dir vorgeschlagene Methode anzuwenden.“ Er lachte verhalten. „Ich muß gestehen, daß ich dich gerne mag, Captain. Die große Himmelshöhle soll mich fressen, wenn es nicht so ist.“

Flandry lächelte zurück.

„Wir würden uns bestimmt gut verstehen und viel Spaß miteinander haben. Darf ich fragen, was du mit mir vorhast?“

„Ich will versuchen, soviel wie möglich zu erfahren. Zum Beispiel möchte ich wissen, ob du etwas mit der Ermordung von vier unserer Soldaten in Garth zu tun hast, bei der ein höherer Offizier entführt wurde. Es ist noch nicht sehr lange her. Die Person, die uns auf deine Spur brachte, war leider nicht vernehmungsfähig, da sie Hysterie vortäuschte. Da der Entführte ein Rudelführer war und außerdem wertvolle Kenntnisse der Lage besaß, darf ich wohl annehmen, daß du deine Hand mit im Spiel hattest.“

„Ich schwöre beim goldenen Buch der Agathe, daß ich nichts damit zu tun hatte.“

„Was ist das?“

„Eins unsrer heiligsten Bücher.“

„Hm – ‚die Starken jagen meist bei Nacht‘“, gab der Wolf zurück. „Mit anderen Worten: ein Schwur ist billig. Ich möchte dir persönlich nicht wehe tun, ganz davon abgesehen, daß ich nicht viel von einer Tortur halte. Man sagt meist doch nicht die Wahrheit. Außerdem sind Agenten gegen Wahrheitsserum geimpft worden. Es wäre eine völlige Neuorientierung notwendig, ein langwieriger Prozeß.“ Er zuckte die Schultern. „Ich werde bald nach Ardazir zurückkehren, um einen neuen Auftrag zu erhalten. Mein Nachfolger – nun, ich kenne ihn. Er wartet nur darauf, endlich seine Theorien, die Behandlung terranischer Gefangener betreffend, in die Praxis umsetzen zu können. Ich rate dir daher, lieber mir zu vertrauen.“

Wahrscheinlich auch eine gute Methode, dachte Flandry. Er begann plötzlich zu frieren. Dieser Svantozik ist Chef des Geheimdienstes auf Vixen. Jetzt holen sie ihn, damit er den gleichen Job auf einem anderen Planeten des Imperiums ausfüllt.

Er gab sich einen Ruck.

„Also gut – ich habe Temulak gefangen.“

„Ha!“ machte Svantozik überrascht. Die Haare standen ihm zu Berge. „Wo ist er jetzt?“

„Ich kann es dir nicht sagen. Er wurde fortgebracht, als man mich gefangennahm. Ich weiß nicht, wohin.“

„Sehr klug“, lobte der Wolf. „Und was hast du aus ihm herausgebracht?“

„Nichts! Er hat den Mund gehalten.“

Svantozik starrte Flandry forschend an.

„Das glaube ich dir nicht so ohne weiteres. Ich mißtraue Temulak keineswegs, er ist ein tapferer Mann, aber du bist ein hervorragendes Exemplar einer Rasse, die älter ist als wir und die mehr lernte. Es sollte mich doch wundern, wenn du nicht ...“

„Hervorragend?“ fragte Flandry. „Kann ich nicht sagen. Ich lief plump in eure Falle.“

„Nie kennt man die Fallgruben der Steppe“, murmelte der Wolf. Dann fragte er plötzlich: „Warum hat diese Frau dich verraten? Sie kam in unser Hauptquartier und sagte, du wärest ein Agent von Terra. Sie brachte unsere Leute zu dem verabredeten Treffpunkt.“

„Was weiß ich, warum sie es tat“, erwiderte Flandry; „es spielt auch keine Rolle mehr. Jedenfalls ist sie nun in eurer Hand. Wenn sie nicht mehr tut, was ihr von ihr verlangt, übergebt ihr sie ihrem eigenen Volk als Verräterin. Nein, ich kann wirklich nicht sagen, warum sie es tat.“

„Schade“, bedauerte der Wolf. „Man hätte die gleiche Methode später bei anderen Terranern anwenden können.“ Flandry entgegnete: „Kaum. Es wird sich um persönliche Gründe handeln. Ich glaube, sie fühlte sich von mir hintergangen.“

„Soweit ich informiert bin, habt ihr Terraner sehr oft merkwürdige Gefühle, das andere Geschlecht betreffend. Es soll sogar vorkommen, daß Männer die verrücktesten Sachen tun, um eine Frau vor Bösem zu bewahren.“

„Vergiß es“, riet Flandry. „Und Sorge dafür, daß es ihr nicht so schlecht geht. Das kannst du doch wohl für mich, deinen Kollegen, tun.“

„Ich ...“

Svantozik brach plötzlich ab und starrte gedankenverloren vor sich hin.

„Ihr großen, ungeborenen Planeten!“ flüsterte er.

„Was?“

„Nichts“, sagte der Wolf hastig. „Habe ich recht, wenn ich annehme, daß sie dich gern hatte?“

Flandry machte eine abwehrende Handbewegung und sagte: „Das geht dich, im Grunde genommen, nichts an. Höre auf davon. Frage, was du willst, aber laß die Frau aus dem Spiel.“

„So?“ lauerte Svantozik. Und noch einmal: „So! – Nun gut, sprechen wir über andere Dinge.“

Er hämmerte noch eine Weile auf Flandry ein, aber längst nicht mit der gleichen Intensität, wie er diesen Temulak behandelt hatte. Im Gegenteil, Svantozik zeigte sogar Mitgefühl und Nachsicht, die Flandry nicht verstand. Einige Male gelang es dem Terraner sogar, den Wolf abzulenken. Sie sprachen über die verschiedenen Getränke ihrer Rasse, tauschten einige aktuelle Witze aus und unterhielten sich über Sport.

Trotzdem waren es keine vergnüglichen Stunden.

Endlich brach Svantozik die Sitzung ab und ließ Flandry abführen. Man brachte ihn auf einem anderen Weg zurück, und als man ihn schließlich in ein Zimmer stieß und die Tür hinter ihm schloß, sah er auf den ersten Blick, daß es – relativ gesehen – sogar gemütlich eingerichtet war.

Und in der Mitte stand Cat und erwartete ihn.

### 13. Kapitel

Für einen Augenblick sah es so aus, als wolle sie beginnen zu weinen. Dann schloß sie die Augen, öffnete sie erneut und starrte ihn wortlos an. Schwankend kam sie einen Schritt auf ihn zu.

„Mein Gott, Cat!“ stieß er hervor.

Ihre Arme fanden seinen Nacken, und sie preßte sich gegen ihn. Währenddessen suchten seine Augen den Raum ab. In einer Ecke stand ein kleines Gerät mit einigen Kontroll-Armaturen, die ihm bekannt schienen. Er nickte unmerklich, obwohl er sich über die Funktionsfähigkeiten der Anlage nicht sicher sein konnte.

„Dominic, Liebling“, hauchte sie. Ihr Mund suchte den seinen.

Er ließ sich schwer auf eine hölzerne Bank fallen.

„Das halte ich nicht aus“, stöhnte er und schlug die Hände vor das Gesicht.

Das Mädchen ließ sich neben ihm nieder. Er fühlte, wie sie zitterte. Sie wies nach vorn und sagte:

„Das Gerät dort drüben ...“

„Ich weiß“, murmelte er.

Am liebsten hätte er jetzt mit den Füßen aufgestampft und laut vor sich her gelacht. Aber er beherrschte sich. Das Theater mußte fortgesetzt werden. Er fragte:

„Wie war es, Cat? Schlimm?“

Sie nickte.

„Aber ich habe keine Namen nennen müssen. Noch nicht.“

„Hoffentlich bleibt es dabei.“

„Sie haben mich gleich hierhergebracht“, erzählte sie. „Und ich glaube fast, sie wissen nicht, was sie mit mir anfangen sollen. Vor kurzem erst stellten sie das Gerät dort in die Ecke und baten mich, so viel aus dir herauszuholen, wie nur eben möglich sei. Sie verlangten, ich solle freundlich zu dir sein.“

„So etwas Ähnliches habe ich erwartet“, erwiderte er. „Ihr Boß hat mich verhört, aber er war verhältnismäßig nett zu mir. Viel scheint er von unserer Psychologie nicht zu verstehen, denn er hat seine Kenntnisse nur aus Dienstvorschriften gewonnen. Und was die wert sind, wissen wir ja zur Genüge. Ich bin ihnen gegenüber im Vorteil; ich habe mein Leben lang nichts anderes getan, als Angehörige fremder Rassen ausgefragt. Und deshalb sehe ich auch bereits einige Parallelen der Ardazirho zu Rassen, die ich genau kenne.“

Das Mädchen biß sich auf die Lippen. Sie sah sich ängstlich um, und ihre Gedanken waren nicht schwer zu erraten. Sie dachte an meilenlange Korridore durch die Erde, an steinerne Wände und an die lauernden Wölfe überall. Dahinter war die Wüste, in der kein Mensch leben konnte. Leise fragte sie:

„Was werden wir nun tun, Dominic? Du hast mir nie gesagt, was du vorhast.“

Er sagte: „Weil ich es nicht wußte, Cat. Meine Pläne können sich von einer Minute zur anderen ändern. Immerhin habe ich ziemliches Glück gehabt bis jetzt – ich kann mich nicht beklagen. Ich habe inzwischen die Sprache dieser Wesen erlernt, und du bist so gut wie einer von ihnen geworden.“

„Sie trauen mir nicht“, beschwerte sie sich.

„Kein Wunder. Doch geben wir ihnen eine Vorstellung. Ich bin davon überzeugt, daß sie uns belauschen, wenigstens aber doch betrachten. Niemand wird von mir erwarten, daß ich zum Feind überlaufe, nur weil ich dich gefunden habe. Cat, ich bin sehr glücklich, dich wiedergefunden zu haben, und ich muß nun so tun, als erschüttere mich unser Wiedersehen. Svantozik wird mir wenigstens das glauben müssen.“

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie. Dann, als sie auf seinem Schoß saß, bemerkte er:

„Ich habe auch schon eine Idee. Wir werden die Vorstellung weiter ausbauen und uns dabei einige Signale ausmachen.“ Er fühlte, wie sie steif wurde. „Was ist los?“

Langsam und kalt fragte sie:

„Hast du in den vergangenen Minuten an nichts anderes denken können?“

„Das schon, Cat“, erwiderte er. „Aber die Arbeit geht vor – und im Augenblick macht sie mir sogar Spaß.“

„Aber – na gut. Weiter!“

„Du wirst Svantozik erzählen, oder wer immer dich fragt, daß du in meiner Gegenwart die Liebende spielst, mich aber in Wirklichkeit haßt. Meinetwegen erfinde einen Grund ...“

„Judith!“ fauchte sie.

Er wurde sogar ein wenig rot.

„Das ist genauso ein Grund wie jeder andere.“

„Es ist der einzige Grund! Aber weiter!“

„Sage ihm also, daß du mich haßt, mir aber Liebe vorgeheuchelst, während umgekehrt ich dich aufrichtig liebe –

was gar nicht so ausgeschlossen ist.“ Sie reagierte nicht auf seine Anspielung. „Weiter habe ich folgendes gesagt: die Ardazirho glauben, die Ymir stünden hinter ihnen. In Wirklichkeit aber wäre es so, daß die Ymir die Terraner unterstützen, weil diese kultivierter und friedliebender sind. Die Ymir helfen uns sogar hier und dort, aber diese Tatsache soll geheimgehalten werden, weil sie uns in Notfällen sehr zustatten kommt. Wenn ich ein bestimmtes Signal ausstrahlen kann, und wenn es dir gelänge, ein kleines Schiff zu stehlen, würdest du fliehen – und zwar zuerst in Richtung der Flotte von Walton. Kaum in Sicherheit, würdest du aber nur nach Ogre gehen, um dort die Hilfe der Ymir in Anspruch zu nehmen. Verstanden?“

In ihren Augen war Schrecken.

„Aber – wenn Svantozik bemerkt, daß wir ihn beschwindeln ...“

„Er kann es erst dann herausfinden, wenn er einen Versuch macht, nicht wahr? Wenn ich dich belogen habe, so ist es nicht deine Schuld. Du mußt nur zögern, meinen Fluchtplan anzunehmen, das wird ihn überzeugen.“

„Dominic – ich habe Angst.“

„Das kannst du mir doch nicht erzählen, Cat! Wenn es auf Vixen *ein* Mädchen ohne Angst gibt, dann bist du das.“

Sie begann zu schluchzen. Sie schluchzte noch, als man sie holte.

\*

Die nun folgende Zeit des Wartens war nicht gerade amüsant für Flandry. Er konnte nur vage ahnen, wie sein Ge-

genspieler reagieren würde. Die nichtmenschliche Psychologie machte das Spiel zwar interessanter, aber nicht weniger gewagt. Er fluchte und versuchte zu schlafen. Müde genug sollte er ja wohl sein.

Als die Tür sich dann plötzlich öffnete, sprang er mit einem Satz von der Bank, ein sicheres Zeichen, wie nervös er geworden war. Svantozik stand da, von vier Posten umgeben. Er lächelte und zeigte seine scharfen Zähne.

„Frohe Jagd!“ begrüßte er seinen Gefangenen. „Wie gefällt dir deine neue Höhle?“

Flandry sagte: „Danke, ich bin zufrieden. Wenn du mir jetzt noch eine Schachtel Zigaretten und eine Flasche Whisky besorgen könntest, wäre ich wunschlos glücklich.“

Der Ardazirho lachte. „Du könntest mir einen Gefallen tun“, sagte er. „Unsere Techniker haben Schwierigkeiten mit dem Umbau einiger Schiffe. Wir möchten mehrere unserer Typen so abändern, daß sie leicht von Terranern gesteuert werden können. Die leichten Unterschiede in anatomischer Hinsicht verlangen einige Veränderungen der Kontroll-Anlagen und Sitze. Wir aber wünschen, daß später einmal Terraner unsere Schiffe lenken, wenn die große Jagd vorüber ist. Die Frau zum Beispiel soll sogar ihr eigenes Schiff erhalten, denn sie hat sich als sehr brauchbar erwiesen. Sie wird die Verbindung zwischen den Gestirnen unserer Rassen herstellen. Vielleicht wärest du bereit, ihr zu helfen?“

Flandry grinste.

„Ich sehe nicht ein, warum ich euch überhaupt helfen soll“, stieß er hervor.

Svantozik zuckte die Schultern. Er sagte:

„Es ist ja nur ein kleiner Gefallen, den du uns tun kannst. Wir schafften es auch allein; aber warum sollst du untätig in deiner Höhle sitzen? Übrigens bin ich immer noch der Meinung, daß gute Behandlung einen Mann mit der Zeit im Grunde schwach macht. Und dann bedenke noch dieses: du hast Gelegenheit, eins unserer Schiffe eingehend zu studieren. Wenn du später also einmal fliehen solltest, kannst du deiner Rasse einen großen Dienst erweisen. Du kannst ihnen mitteilen, wie unsere Schiffe gebaut sind.“

Flandry stand still und rührte sich nicht.

Er will nicht, dachte der Agent, daß ich weiß, was Cat ihm erzählte. Er will, daß ich ihr zur Flucht ver helfe und vielleicht sogar selbst fliehe. Sie wollen wissen, ob die Ymir sie verraten oder nicht. Leichthin sagte er endlich:

„Sehr freundlich, mein lieber Kollege, aber ich glaube kaum, daß Cat und ich uns wohlfühlen, wenn deine häßlichen Wachposten uns dauernd über die Schulter gucken.“

Zwei der Posten knurrten böseartig.

„Das läßt sich vermeiden, wenn ich anordne, daß die Soldaten nichts im Kontrollraum zu suchen haben, solange ihr darin beschäftigt seid.“ Er lächelte kalt. „Denke nicht an Flucht, mein Freund. Unsere Schiffe würden dich einholen.“

„Dann fehlen mir nur noch Werkzeuge, die ich mit meinen Fingern anpacken kann“, sagte Flandry.

Durch viele Gänge und Korridore erreichten sie mit Hilfe einiger Lifts endlich die sonnendurchglühte Oberfläche. Flandry war froh, seine Brille zu haben, denn sonst hätte er das im grellen Licht stehende Raumschiff nicht einmal sehen können. Es entsprach etwa dem Typ COMET der iridi-

schen Flotte, mochte eine Normalbesatzung von 15 Mann haben, konnte jedoch von einem erfahrenen Piloten notfalls allein gesteuert werden.

Am Horizont flimmerten die fernen Hügel in der Mittagshitze. Erst das Innere des Schiffes brachte Flandry Erleichterung, denn das Kühlsystem war eingeschaltet. Svantozik blieb an der Schleuse stehen. Er riet: „Gehe ruhig hinein und schaue dir das Schiff an, ich warte hier draußen mit meinen Posten. Die Frau ist schon oben in der Zentrale. Wenn du Hunger verspürst, melde dich. Wir werden zusammen speisen.“ Und mit einem fast bedauernden Tonfall setzte er hinzu: „Ich habe natürlich den Antrieb zeitweilig unbrauchbar machen lassen.“

„Ich habe es nicht anders erwartet“, gab Flandry zurück.

Cat kam ihm in der Zentrale entgegen.

„Und was nun?“ fragte sie und klammerte sich verzweifelt an ihm fest.

„Ruhe bewahren!“ befahl er und löste sich von ihr. „Hier kann ebenfalls irgendwo ein Bildgerät verborgen sein. Vergiß nicht: Svantozik vermutet, daß ich glaube, du seiest mir freundschaftlich gesinnt, während du es in Wirklichkeit nicht bist. Wir müssen ihn bei diesem Glauben lassen, oder wir sind verloren. Draußen warten vier Wölfe auf uns. Svantozik wird nicht bei ihnen bleiben, sondern sich zurückziehen – vielleicht in einen Raum, wo ein Bildschirm ist. Hoffentlich versteht niemand Terranisch. Ist noch jemand anderer im Schiff?“

„Nein.“

Flandry beschäftigte sich zuerst mit den Funkgeräten. Dazu hatte er ein gutes Recht, wie er glaubte, denn bei ei-

ner Umstellung mußten auch diese Instrumente dem menschlichen Gebrauch angepaßt werden.

Er nahm die Hauben ab und begann, sie zu untersuchen. Das Prinzip war schon ähnlich, aber sicherlich würde ein Umberechnen in irdische Maße – Wellenlängen und Frequenzen – ohne Hilfsmittel nicht gerade einfach sein. Er mußte eins der Sendegeräte auseinandernehmen, in seine einzelnen Bestandteile zerlegen, sie mit dem Oszilloskop überprüfen und neu justieren, damit er bei einem Tastendruck das richtige Signal herausbrachte.

Cat betrachtete ihn genauso, wie ihre Rolle es vorschrieb. Jeder heimliche Beobachter mußte glauben, er bereite für sie die Flucht vor.

Svantozik mußte jetzt unbedingt annehmen, er würde den Sender so umkonstruieren, daß er das Erkennungssignal für die mit den Terranern verbündeten Ymir ausstrahlte und sich diesen somit zu erkennen gab. Er würde warten, bis das seiner Meinung nach geschehen war. Und dann würde Svantozik selbst das Schiff nehmen, nach Ogre fliegen – und abwarten, was die Ymir tun würden?

Denn allein die Frage, auf wessen Seite die Ymir wirklich standen, bewegte alle Gemüter. Falls Flandry wirklich die Wahrheit gesprochen hatte, mußte diese erregende Neuigkeit sofort den Herrschern auf Ardazir mitgeteilt werden.

Fast eine Stunde arbeitete Flandry im Funkraum, dann spazierte er ziellos durch das Schiff und prägte sich die Kontroll-Vorrichtungen ein. Cat begleitete ihn.

Schließlich sagte er:

„Wir verlieren nichts, wenn wir jetzt Schluß machen.“

Die vier Posten sind inzwischen ins Schiff gekommen, so daß wir nicht ungehindert das Steuerbord-Rettungsboot benutzen können. Wir müssen sie zuvor ausschalten.“

Sie wurde blaß, denn sie wußte, was seine Worte bedeuteten.

Die vier Wölfe saßen im Korridor. Sie standen langsam auf, als Cat sich ihnen näherte. Ihre Waffen richteten sich auf Flandry, der jetzt hinter dem Mädchen herschritt.

Es war Cat, die das Signal gab. Blitzschnell zog sie ihre verborgen gehaltene Strahlen-Waffe.

Der überraschte Wolf heulte erschrocken auf, aber er war so verduzt, daß Cat ihn leicht unschädlich machen konnte. Eine Sekunde später war der zweite Soldat auf gleiche Art überwältigt.

Die beiden anderen hatten die Schrecksekunde überwunden und traten in Aktion. Flandry wich mit knapper Not einem Energiestahl aus, aber dann fiel auch dieser Wolf einem Schuß Cats zum Opfer. Lediglich der vierte erkannte den gefährlichen Gegner und wandte sich dem Mädchen zu, ohne sich um den Terraner zu kümmern. Ehe er den Feuerknopf drücken konnte, schlug Flandry ihn mit der Faust zu Boden.

„Zum Rettungsboot!“ befahl er dann und lief voran.

Der heimliche Beobachter würde inzwischen seinen Posten vor dem Bildschirm verlassen haben. Es blieben ihnen also noch einige Minuten. Diese galt es zu nützen, sonst war alles verloren.

Flandry riß die kleine Luke auf und zwängte sich in das Innere des kleinen Schiffes. Dann aber fiel ihm noch etwas ein.

„Ich bin sofort wieder da“, rief er und eilte davon. Als er eine Minute später zurückkehrte, brachte er das Logbuch aus der Zentrale mit. „Ich werde das Boot steuern. Luke schließen.“

Der Antrieb summt bereits und lief sich warm.

In der Hülle des Mutterschiffes glitt die Startluke auf. Grelles Sonnenlicht flutete in die Schleuse. Flandry sah, daß die Kontroll-Einrichtungen mit denen des großen Schiffes identisch waren, und er hatte Zeit genug gehabt, sie zu studieren. Ohne zu zögern drückte er auf einen Knopf. Das kleine Boot schoß wie ein Torpedo aus dem Schiffskörper heraus und raste hinauf in den klaren Himmel.

Flandry lenkte es nach Süden. Hinter ihnen versank die Festung der Wölfe unter dem Horizont, aber kein Geschloß folgte ihnen. Die Gegner mußten wirklich sehr überrascht sein.

Er warf den Kopf zurück und lachte schallend auf. Cat erschrak. Sie sagte kleinlaut:

„Was ist denn los? Glaubst du etwa, wir hätten es geschafft? Die Blockade der Wölfe durchbrechen wir niemals.“

Er antwortete: „Entschuldige, aber ich wollte die Gelegenheit nutzen, um endlich mal wieder zu lachen. Nachher haben wir nämlich keine Zeit mehr dazu, wie du sehen wirst. Selbstverständlich hast du recht. Mit diesem Schiff kämen wir nicht weit. Sie würden uns sehr schnell einholen. Also steigen wir aus. Das Boot wird seinen Flug automatisch fortsetzen, und wenn wir Glück haben, verfolgen sie es. Später dürfte es schwer für sie sein, unsere Spur zu

finden. Und wenn wir noch mehr Glück haben, knallt das Boot einige Zeit später gegen ein Gebirge und explodiert. Dann sind wir für sie tot.“

„Aussteigen? Explodieren?“ Cat sah betroffen hinab auf die steinige Wüste. Über ihnen brannte der mörderische Himmel. Sie sagte: „Aber dort unten leben wir doch keinen Tag!“

Er erwiderte:

„Falls sie tatsächlich dahinterkommen sollten, daß wir abgesprungen sind, werden sie uns in der Wüste niemals suchen, denn sie wissen, daß dort kein Mensch überleben kann. Aber ich habe alles für unsere Rettung vorbereitet. Nur, wenn meine Kombinationen nicht stimmen, werden wir es nicht überleben.“ Sein Gesicht wurde hart und schmal. „Aber dann hoffe ich, daß wir nicht umsonst gestorben sein werden –“

## *14. Kapitel*

Selbst während des Fallens mit dem Antigrav spürte er die sengende Hitze, die an seinem Körper vorbeistreifte. Als er den Boden berührte und sich überschlug, hätte er sich fast an den halbglühenden Steinen verbrannt.

Als er sich aufrichtete, sah er Cat landen. Eine Staubwolke hüllte sie für Sekunden ein, aber dann wehte der heiße Wind die Wolke auseinander. Er schleppte sich zu dem tapferen Mädchen.

„Gut gemacht, Cat“, lobte er.

Sie stöhnte. Sie sagte: „Das war gar nicht gut. Ich habe mir den Knöchel verstaucht.“

Er sagte beruhigend: „Macht nichts. Wir haben nicht weit zu gehen.“

Sie schwankten durch die Wüste und kletterten bald über loses Felsgeröll, das heiß durch ihre Sohlen hindurch zu brennen schien. Der Turm der Wetterstation war nur noch ein ausgeglühtes Gerippe, aber die Station selbst war unversehrt. Der Wind heulte durch die Verstrebungen.

Wenige Meter davor hörten sie über sich ein pfeifendes Geräusch. Erschrocken sahen sie hoch. Vier schlanke Raketen schossen unter dem Himmel heran und waren darauf abgezielt, das leere Rettungsboot einzuholen. Flandry versuchte ein Grinsen, aber er gab es auf, als ihm die Lippen schmerzten.

In der Station war es nicht viel kühler, aber wenigstens schien bis hierher keine Sonne. Sie besaßen eine Flasche Wasser – das war alles, was Flandry mitgenommen hatte. Nach einigen Schlucken fühlten sie sich wohler. Er ermunterte seine Kameradin:

„An die Arbeit, Cat! Welch’ ein Glück, daß du früher auf einer solchen Station ausgebildet wurdest! Ich hoffe, du weißt, was du zu tun hast.“

„Natürlich kann ich senden, aber ich frage mich nur, wer unsere Nachricht alles aufnimmt“, sagte sie rasch. „Die Wölfe können es, aber auch unsere Leute. Ich weiß nicht einmal, ob unsere Stationen besetzt sind.“

„Immer mit Geduld“, sagte Flandry und trat hinter Cat. Beruhigend legte er ihr die Hände auf die Schulter. „Bisher haben wir immer Glück gehabt, Cat. Auf keinen Fall kümmern sich die Ardazirho um so nebensächliche Dinge wie Wettervorhersagen. Dagegen werden einige Vixener

sicherlich noch arbeiten – das liegt in ihrer menschlichen Natur. Wir würden uns selbst dann noch in unserem Büro einfinden, wenn plötzlich ein Atomkrieg ausgebrochen wäre. Unsere Hoffnung muß sein, daß derjenige, der unseren Notruf hört, sofort handelt und versucht, uns zu Hilfe zu eilen.“

Während Cat den Sender untersuchte, bereitete er einen Text vor und sprach ihn auf die noch funktionierende Aufnahmemaschine. Er besagte, man solle sofort Emil Bryce davon unterrichten, daß zwei Personen von Wetterstation 938 zu retten seien, die eine wichtige Botschaft für Admiral Walton hätten.

Er war kaum fertig, als Cat auch schon wieder nach der Wasserflasche griff.

„Besser nicht den letzten Tropfen zu rasch verbrauchen“, riet Flandry. „Wir haben eine lange Wartezeit vor uns. Das Band läuft jetzt, und die Nachricht geht in den Äther. Hoffen wir, daß sie nicht in falsche Hände gerät.“

Cat stöhnte:

„Aber – ich bin halb verdurstet.“

Er erwiderte knapp:

„Ich auch. Wir müssen sparsam sein. Warum gibt es denn in diesen Stationen keine Vorräte?“

„Weil sie nicht ständig besetzt sind“, versetzte sie.

Der Sturm war stärker geworden. Glühende Sandwolken prasselten gegen die Fenster. Flandry sagte: „Ob es auf Ardazir so ähnlich aussieht?“

Sie antwortete:

„Nicht ganz so. Temulak behauptete, es sei dort auch für uns erträglich. Die heiße Sonne mit ihrer verstärkten UV-

Strahlung zersetzt die Wassermoleküle und jagt die Wasserstoffatome in die Atmosphäre, ehe sie sich erneut binden können. So dürfen wir annehmen, daß Ardazir zwar trocken ist, aber noch genügend Seen besitzt, wenn auch kaum Meere. Die Wölfe mit ihren Bewegungen lassen darauf schließen, daß die Schwerkraft etwa anderthalb G beträgt, was wiederum eine Atmosphäre ähnlich der der Erde zuläßt.“

Er sah nachdenklich ins Leere und meinte:

„Sie sind keine Barbaren, nur Kämpfer und Jäger. Vielleicht skrupelloser als wir; aber schließlich war unsere Rasse vor einigen Jahrhunderten auch nicht besser. Die ihre besteht aus vielen Nationen, die von der jetzt herrschenden Schicht, den Urdahu, unterworfen wurden. Darum ihre verschiedenen Uniformen. Die Urdahu sind nicht sehr beliebt, also bestünde hier die Möglichkeit, einen Keil anzusetzen. Aber dazu benötigen wir noch genauere Informationen. Irgendwie tun mir die Geschöpfe leid, denn sie sind das Spielzeug eines anderen – aber, welch ein Genius muß dieser andere sein?“

Das Mädchen sagte bitter:

„Nun bedauerst du die Wölfe auch noch und bewunderst das Genie eines Kriegshetzers. Und in der Zwischenzeit wird mein Volk untergehen.“

„War nicht so gemeint“, brummte er und strich ihr über die Haare.

Sie seufzte und fragte: „Glaubst du, daß man uns findet und rettet?“

Er sagte zuversichtlich: „Ich hoffe. Wenn nicht, wird man eines Tages wenigstens das Logbuch hier entdecken.“

Aber ich glaube doch, daß jemand kommt. Wir müssen eben Glück haben ...“

Die Sonne versank unter den Horizont. Die kurze Nacht brach herein und brachte nur wenig Erleichterung. Sie saßen auf der Bank nebeneinander und versuchten zu schlafen, aber es wurde nur ein unruhiger leichter Schlummer daraus. Fast erleichtert sah Flandry endlich, wie es draußen wieder hell wurde.

Dann ein grelles Pfeifen, das dumpfe Grollen und harte Aufsetzen einer hastigen Landung – und Sekunden später herbeieilende Schritte. Die Tür wurde aufgerissen, und in ihrem Rahmen stand der atemlose Chives.

„Sir!“ keuchte er nach einer vollendeten Verbeugung. „Ich nahm mir die Freiheit, Ihrem Ruf zu folgen ...“

„Du grüne Eidechse!“ brüllte Flandry ihn an, aber man hätte seine Erleichterung fast fühlen können. „Habe ich dir nicht befohlen ...?“

„Selbstverständlich, Sir, habe ich das Tonband bei Walton abgeliefert, aber dann hielt ich es für ratsam, wieder Kontakt mit Bryce aufzunehmen. Es war nicht schwer, die Blockade zu durchbrechen. Darf ich darauf aufmerksam machen, daß ich Tee bereitet habe? Er steht schon in der Speisekabine ...“

## *15. Kapitel*

Raumflottenadmiral Sir Thomas Walton war ein großer, breitschultriger Mann mit blauen Augen und weißem Haar. Er verwahrte seine Auszeichnungen in einer Schublade und suchte die Erde nur dann auf, wenn es sich dienstlich nicht

vermeiden ließ. Mit Bitterkeit verfolgte er den Zerfall des Empires, das er mit den Kräften seiner Leute aufgebaut hatte.

Cat glaubte, noch nie einen so stattlichen Mann gesehen zu haben, er aber begegnete ihr mit der scheuen Zurückhaltung eines eingefleischten Junggesellen. Er nannte sie ‚Miß Kittredge‘ und gab ihr eine eigene Kabine. Die jüngeren Offiziere des großen Schlachtkreuzers waren froh, eine Abwechslung zu haben und machten ihr alle den Hof. Flandry hingegen weilte nur selten auf dem Schlachtraumer; er war meistens auf seiner kleinen HOOLIGAN.

Die Flotte umkreiste Cerulia in ihrer ewigen Dunkelheit wie in ihrem ewigen Licht. Das kam darauf an, aus welchem Bullauge man schaute. Der Feind suchte keinen Kampf, denn er beschränkte sich darauf, über Vixen zu wachen, wo seine Kräfte täglich wuchsen. Ogre wurde unter Kontrolle gehalten, aber von einer einmischenden Tätigkeit der Ymir war nichts zu bemerken.

Drei Wochen vergingen, ehe Walton Flandry wieder zu sich bestellte.

„Der Spähtrupp wird zurückgekehrt sein“, vermutete Flandry und pfiß leise vor sich hin. Chives nickte. „Vielleicht hört die Langeweile jetzt endlich auf.“

Flandry war der einzige, der die Sprache der Ardazirho verstand, und es war in den vergangenen Wochen seine Aufgabe gewesen, die Gefangenen zu verhören, die man hier und dort gemacht hatte. Viel Neues war dabei nicht herausgekommen, aber er machte sich bereits ein gutes Bild von den Verhältnissen. Hinzu kam, daß er zwei weiteren Terranern die fremde Sprache beibrachte, damit man

Agenten nach Ardazir entsenden konnte, sobald man den Planeten gefunden hatte.

Als Flandry das Schlachtschiff betrat, erwartete ihn dort bereits Cat.

„Dominic!“

„Hallo, Mädchen. Du siehst gut aus.“

„Es ist so einsam hier – trotzdem“, sagte sie.

„Komm’ mit mir, ich gehe zum Admiral. Doch – du kannst mich ruhig begleiten. Du sollst hören, daß deine Sorgen bald zu Ende sind. Ich hoffe wenigstens.“

Der Posten vor der Kabine des Admirals war schockiert.

„Sir, ich darf nur Sie einlassen ...“

Flandry schob den Mann achtlos beiseite.

„Die junge Dame ist nämlich sozusagen mein lebendes Nachschlagewerk – außerdem ist sie hübsch, finden Sie nicht auch –?“

Fassungslos betrachtete der Posten die bereits wieder hinter den Eintretenden geschlossene Tür.

Walton war nicht minder erstaunt.

„Wir benötigen Informationen über Vixen“, entschuldigte Flandry sein Vorgehen und wies auf Cat. „Sie hat es außerdem verdient, mit von der Partie zu sein.“

Walton betonte:

„Es ist eine Geheimsitzung, Flandry. Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun. Dies ist Kommandant Sugimoto.“

Flandry gab dem anderen Terraner, der soeben von der erfolgreichen Expedition nach Ardazir zurückgekehrt war, kameradschaftlich die Hand und fragte: „Alles glatt gegangen?“

Sugimoto nickte. Er berichtete:

„Es war nicht so schwer, nachdem ich alle Ihre Informa-

tionen besaß. Ihr Stern ist nicht auf unseren Karten verzeichnet, weil er jenseits des Dunkelnebels steht. Unbekanntes Gebiet für uns. Sobald der Krieg beendet ist, werden unsere Wissenschaftler sich mit dem Nebel beschäftigen müssen. Von der anderen Seite sieht er nämlich ganz anders aus – hell und leuchtend. Neue Sonnen entstehen dort. Ich hätte übrigens nie gedacht, daß eine so junge Rasse derartige Entwicklungs-Fortschritte hatte machen können. Es muß eine Mutation von entscheidender Bedeutung vor sich gegangen sein.“

Flandry zuckte leicht zusammen.

„Was haben Sie?“ fragte Walton.

„Nichts, Sir. Nur eine Vermutung. Weiter, Sugimoto.“

„Sie können den ausführlichen Bericht selbst lesen. Nur soviel: das Bild, das Sie uns von Ardazir entwarfen, stimmt haargenau. Die Sonne, ein A4-Stern, ist nur wenige Parsek von uns entfernt. Die Urdahu beherrschen den Planeten, sind aber nur wenig beliebt. Sie machten in wenigen Jahren einen gewaltigen Sprung nach vorn – es muß ihnen jemand dabei geholfen haben.“

„Die Ymir!“ sagte der Admiral.

„Oder auch nicht“, entgegnete Flandry gedehnt.

„Zum Teufel, wer könnte ihnen denn sonst geholfen haben?“

Flandry zuckte die Achseln.

„Wir werden Agenten nach Ardazir entsenden“, fuhr der Admiral fort. „Sie werden zum großen Teil geschnappt werden, aber das müssen wir riskieren. Am liebsten würde ich die Wölfe ja auf Vixen angreifen, aber ich will den Planeten nicht zerstören.“

Für einen Augenblick herrschte Schweigen, dann meinte Flandry:

„Ich habe eine Idee. Schon mehrmals hörte ich den Ausdruck: ‚die große Himmelshöhle‘. Es hörte sich so an, als sei das für die Ardazirho das Tor zur Hölle. Dann sagte dieser Svantozik einmal: ‚bei den ungeborenen Planeten‘! Hm – das wäre vielleicht möglich. Admiral, können Sie mir einige Schiffe zur Verfügung stellen?“

„Wie denken Sie sich das?“ entgegnete Walton fast entsetzt.

„Na schön“, gab Flandry zurück, „wenn nicht Schiffe, dann aber wenigstens ein paar tüchtige Leute. Ich werde mit der HOOLIGAN fliegen. Wenn ich in einer noch zu bestimmenden Zeit nicht zurück bin, tun Sie, was Sie für richtig halten.“

Flandry fühlte ein inneres Widerstreben, die sich selbst gestellte Aufgabe durchzuführen. Niemand konnte wissen, ob die Prophezeiungen aus den alten Mythen recht behalten würden, und vielleicht führte die ‚Himmelshöhle‘ wirklich zur Hölle.

Walton saß schweigend und beobachtete ihn. Er war einer der letzten, tapferen Männer, die das terranische Empire hatte.

Sugimoto starrte ihn an.

Und auch Cat suchte seine Augen ...

## *16. Kapitel*

Er hätte sofort aufbrechen können, aber ein glücklicher Umstand ließ ihn noch einige Tage zögern. Cat wußte

nichts davon und wähnte ihn bereits unterwegs. Hätte sie nämlich Kenntnis davon besessen, daß er noch mit der Flotte um Cerulia kreiste, hätte sie Flandry wohl bestimmt aufgesucht.

Inzwischen saßen bereits einige Agenten auf Ardazir und hatten Verbindung mit der dortigen Untergrundbewegung aufgenommen. Da die Wölfe nicht ahnten, daß außer Flandry noch jemand ihre Sprache beherrschte, sendeten sie ihre Texte unverschlüsselt – eine ziemliche Unvorsichtigkeit.

Und so erhielt Flandry dann auch endlich die Nachricht, auf die er so lange wartete: Svantozik war abkommandiert worden und hatte den Befehl erhalten, sich auf Ardazir zu melden. Er benutzte für seine Reise eine Ultra-Licht-Jacht und konnte nicht ahnen, daß ihm jemand folgen würde.

Flandry wurde plötzlich sehr lebendig.

„Auf geht’s!“ machte er Chives munter.

Fast unbemerkt glitt die HOOLIGAN aus dem Flottenverband heraus und strebte einem ungewissen Ziel entgegen. Es galt, Svantozik nicht zu verpassen, der zwar in Begleitung mehrerer Schiffe starten, sich aber dann selbständig machen würde.

Sie warteten, bis die kleine Ultra-Jacht sich von ihrem Verband trennte und auf Lichtgeschwindigkeit ging. Hinter der HOOLIGAN wurde Cerulia kleiner, während vor dem Bug der dunkle und sternenlose Fleck der großen Himmelshöhle lauerte.

Die Jagd begann.

„Er ist sehr schnell, Chives. Werden wir ihn vor Ardazir einholen?“

„Ich glaube schon, Sir. Hier in der Nähe des Nebels ist der Raum atomhaltiger. Bei Überlichtgeschwindigkeit macht sich das bemerkbar. Er kann nicht schneller werden, und wir haben die aerodynamischere Form. Ich schätze auf etwas mehr als zwanzig Stunden.“

Walton hatte ihm zwölf Soldaten mitgegeben. Acht waren Terraner, einer gehörte zur humanoiden Rasse der Scothanier, die in ihrem gelben Haar zwei Hörner sitzen hatten. Dann ein Paar vierarmiger Gorzuni und ein riesenhafter, affenähnlicher Donarr. Alle waren kampferprobt und stellten ein Team dar, wie man es nur selten fand.

Ein Tag Erdzeit verging, dann waren sie nahe genug. Die HOOLIGAN wurde kampfbereit gemacht. Flandry begab sich mit Chives in den Zentralturm.

Im vergrößernden Bildschirm konnten sie ihre Beute leicht ausmachen. Die Ultra-Jacht zeichnete sich durch, eine merkwürdig plumpe Form aus. Ein Strahlengeschütz und ein Torpedorohr mahnten zur Vorsicht.

Flandry feuerte einen Warnschuß ab, aber Svantozik reagierte nicht. Dann befahl Flandry: „Näher heran, und dann den Osprey anwenden.“

Die Spezialstrahlen durchdrangen das Material der anderen Schiffshülle und zeigten auf einem besonderen Bildschirm das Innere der Jacht. Svantozik saß an den Kontroll-Apparaturen und versuchte, durch Abbrems- und Beschleunigungsmanöver dem hartnäckigen Verfolger zu entkommen. Aber Chives war ein erfahrener Pilot. Alle Tricks des Ardazirho versagten.

„Entertunnel!“ befahl Flandry schließlich.

Svantozik war nicht dazu gekommen, auch nur einen

einzigem Schuß abzufeuern, ohne sich selbst dabei in Gefahr zu bringen. Trotzdem versuchte er es, als der Plastiktunnel mit Magnetklammern an seiner Hülle haftete. Der Torpedo wurde von den Disruptstrahlern der HOOLIGAN zerrissen, kaum daß er den Lauf verlassen hatte.

Das Gebläse begann, die Hülle der Jacht zu durchschneiden, genau an der Stelle, wo die Mündung des Tunnels haftete. Und dann, ehe jemand zu dem anderen Schiff vordringen konnte, stürmten Svantozik und seine drei Mann Besatzung mit Handstrahlern bewaffnet durch den Plastiktunnel zur HOOLIGAN herüber.

Flandry ließ sie kommen; er schaltete die Lähmstrahlung genau in der Sekunde ein, da sie sein Schiff betraten. Ohne Kampf fielen die Feinde in seine Hand. Der Navigator starb.

Svantozik aber lebte. Wahrscheinlich besaß er einen Gedächtnisblock für den Fall der Gefangennahme, so daß kaum etwas aus ihm herauszuholen war. Flandry seufzte.

„Also gut, bringe ihn in den Salon. Sorge dafür, daß im Gang eine Wache steht. Vergiß nicht, einige Erfrischungen vorzubereiten.“

Dann wartete er, bis der Wolf eintrat.

Svantozik beherrschte sich ausgezeichnet; nur ein leichtes Sträuben seines Felles zeigte, daß er Flandry erkannte.

„Setz' dich, mein Freund. Wie geht es?“

„Eines unserer Sprichworte sagt: ‚der Hornbock läuft manchmal schneller, als du denkst.‘ Ich grüße dich, Kollege.“

„Ich freue mich, daß meine Leute dich nicht verletzten.“

Der Wolf sagte: „Habe ich dich etwa schlecht behandelt?“

Flandry erwiderte:

„Eben nicht. Ich möchte mich revanchieren. Wir dürfen rauchen; die Ventilation ist eingeschaltet.“

„Ich schätze“, sagte der Wolf und sah auf den Bildschirm, „du weißt inzwischen, welches unser Stern ist.“

„Ja.“

„Wir werden unsere Welt bis zum letzten Schiff verteidigen. Ihr werdet euch sehr anstrengen müssen, uns zu vernichten.“

„Du weißt also, daß wir einen Großteil unserer Streitkräfte bei Syrax stationiert haben? Interessant. Eine andere Frage – dort, die große Himmelshöhle. Was siehst du?“

Sie hatten sich der Dunkelwolke nun so weit genähert, daß der schwarze Fleck einen großen Teil des Sichtfeldes ausmachte. Aber sein Rand leuchtete nun in einem merkwürdigen Rot, und längst schimmerten jenseits der Finsternis erste, schwache Konstellationen.

„Was ich sehe? Die große Höhle, was sonst? Das ‚Tor der Toten‘, wie die Religiösen es nennen.“

„Also kein Licht? Alles ist schwarz?“ Flandry nickte langsam. „Fast dachte ich es mir. Deine Rasse ist rot-blind. Ihr seht mehr ins Violette als wir. In deinen Augen bin ich grau, ihr aber seid schwarz. Und rot – du kennst gar kein Rot.“

Flandry sagte ‚dunkelrosa‘, aber Svantozik verstand. Er fuhr fort:

„Unsere Astronomen sagten immer schon, daß die Himmelshöhle unsichtbare Strahlen aussendet. Aber – was sollen deine Fragen?“

„Nichts“, erwiderte Flandry. „Sie gaben mir nur eine

Antwort. Ihr erhaltet eure Befehle aus jener Himmelshöhle.“

Svantozik erstarrte. Seine Ohren legten sich an.

„Natürlich waren es zum Teil Ymir, die euch halfen“, sprach Flandry weiter. „Sie bauten eure Schiffe und lehrten euch, andere Welten zu erobern. Aber denke doch logisch, Svantozik. Die Ymir können auf unseren Planeten nicht leben, die Merseier aber können es. Unser natürlicher Feind – und später einmal auch der eure – ist der Merseier. Den Ymir kann es egal sein, wer aus diesem Krieg als Sieger hervorgeht. Die Merseier haben euch – durch verräterische Ymir – versprochen, ihr solltet das terranische Empire übernehmen. Würde euch das gelingen, würden sie euch später darin ablösen. Ihr und wir wären die Opfer.“

„Das sind doch nur Hypothesen ...“

„Natürlich, aber sie werden der Wahrheit sehr nahe kommen. Ich werde fragen, fragen und fragen ...“

„Und niemand wird dir sagen, was wirklich ist.“

Flandry lächelte.

„Ich kenne jemand, dem man die Wahrheit niemals vorenthalten kann, auch wenn man schweigt. Er kann die Gedanken aller Wesen lesen, auch wenn er sie nicht kennt und nie zuvor gesehen hat. Wir haben zum Schutz gegen ihn extra einen Gedankenschutz entwickeln müssen, und erst kürzlich hielt er sich in unserem Sonnensystem auf. Er wird die heimlichsten Gedanken der Ymir kennen, denn er hatte Gelegenheit genug, ihr Gehirn zu erforschen. Und er wird auch die Gehirne der Urdahu kennen.“

Svantozik gab keine Antwort. Reglos saß er im Sessel.

Hinter ihm flammten die Millionen Sterne des Universums auf dem Bildschirm.

„Ich behaupte also, euer Volk ist nichts als ein bloßes Werkzeug der Merseier. Genau im rechten Zeitpunkt wurdet ihr losgelassen, und wir standen vor der Wahl, die Syrax-Wolke an die Merseier – oder Stück auf Stück des Imperiums an euch zu verlieren. Du persönlich, als geborener Jäger und geübter Geheimagent mit logischem Verstand, siehst natürlich in den Ymir die gegebenen Partner, weil sie kein Interesse an euren Welten haben können. Aber würdest du es jemals wagen, ein Bündnis mit den Merseiern einzugehen? Nein! Und darum sage ich dir, daß eure Rasse eben von diesen Merseiern an der Nase herumgeführt wird, und daß diese gleichen Merseier wiederum einem noch Größeren auf den Leim gingen. Wir werden versuchen, ihn aufzuspüren und unschädlich zu machen ...“

## *17. Kapitel*

Als die beiden Schiffe sich weiter dem Dunkelnebel näherten, der in Wirklichkeit ein Rotnebel war, hörte Flandry das erregte Atmen der gefangenen Ardazirho. Für diese rotblinden Kreaturen mußte der Anblick des riesigen, finsternen Loches in der Ewigkeit ein grauenhafter Anblick sein. Nur noch die Instrumente bewiesen ihnen, daß Sterne existierten, ihre Augen aber sahen nichts mehr.

Alte Mythen sterben niemals, und allein aus diesem Grund hatten die Merseier den Ort der Befehlsausgabe gut und geschickt gewählt, wie sie überhaupt gute Psychologen waren. Ihre Untergebenen waren in diesem Fall tatsächlich blind.

Flandry hingegen sah das großartige Bild des ersten Schöpfungstages. Schwarze Wolkenbänke aus kosmischem Staub zogen sich wie weite Canons dahin, angestrahlt an ihren Rändern von einem rötlichen Glühen, das aus unergründlichen Tiefen zu kommen schien.

Und dann starrte er in das Herz einer Infra-Sonne. Er sah einen großen, dunkelroten Ball sich verdichtender Gase, schnell rotierend, und weiter draußen schwebende Gasfetzen mit stärker werdender Gravitation an sich heranziehend. Farbige Bänder umgaben den Globus wie Streifen. Hier, im Herzen des Nebels, entstand zweifellos eine neue Sonne.

Schon begann sie, heiß zu werden, je mehr die Gasmassen sich verdichteten. In einigen Milliarden Jahren würde sich das Atomfeuer in ihr entzünden und zu leuchten beginnen, aber dann würde niemand mehr wissen, was der Mensch gewesen war.

Svantozik sah auf seine Instrumente. Er sagte:

„Wir orientieren uns hier stets nach den drei Quellen der unsichtbaren Strahlungen. Wir nähern uns nun ihrem Hauptquartier.“ In seiner Stimme schwang ein ängstlicher Unterton. „Wir müssen ihnen das Erkennungszeichen geben, dann landen sie uns mit Hilfe eines Leitstrahles.“

„Gut!“ Flandry suchte die Augen des Wolfes. „Du weißt, was du zu tun hast? Ich kann mich auf dich verlassen?“

„Ja“, erwiderte dieser. „Ich werde dich nicht betrügen, denn du hast meinen Schwur. Hätte ich meine Leute nicht überzeugen können, wäre ich nicht von der Wahrheit deiner Worte erfüllt. Wenn es die Merseier sind, die uns erwarten, hat man uns verraten.“

Flandry nickte zufrieden und klopfte ihm auf die Schulter.

Dann kehrte er in die HOOLIGAN zurück. Der Tunnel wurde eingezogen, und selbständig glitten beide Schiffe nebeneinander her ihrem Ziel entgegen.

„Bei den ungeborenen Planeten!“ – Dieser Ausruf Svantoziks war der Schlüssel gewesen. Und jene Infra-Sonne würde in Millionen von Jahren ihre Planeten gebären ...

Im Halbdunkel des rötlichen Scheines erkannte Flandry dann das Ziel: ein Ring bereits fest gewordener Materie, der um die neue Sonne kreiste, einzelne Gesteinsbrocken und Asteroiden. Die eigene Schwerkraft zog sie an; sie vereinigten sich hier und da bereits zu regelrechten Zellkolonien. Wenn man hier starb, würde man zwischen den einstürzenden Kontinenten begraben und für alle Zeiten im Herzen eines späteren Planeten ruhen.

Flandry begab sich zu Chives in die Zentrale. Er erklärte ihm:

„Soweit sich sagen läßt, wird es einmal ein erdähnlicher Planet werden. Aber da ist bereits der Leitstrahl der Merseier. Svantozik wird landen. Wir versuchen, unser Ziel selbständig zu finden. Dann nähern wir uns ihnen zu Fuß. Bei der geringen Schwerkraft kein Problem.“

Der länglich geformte Asteroid war keine sechs Kilometer lang, kaum drei Kilometer breit. Kantige Risse durchzogen ihn, und tiefe Krater boten unzählige Verstecke.

Chives landete unbemerkt.

Flandry klopfte ihm auf die Schulter.

„Du wirst an Bord bleiben, mein Freund. Sei ruhig, das ist ein Befehl! Es kann sein, daß wir eine schnelle Flucht –

oder auch Verfolgung – durchführen müssen. Oder, wenn es ganz schlimm wird, muß jemand die Neuigkeit zu Walton bringen.“

Mit seiner Mannschaft verließ Flandry dann das Schiff. Zwei seiner Terraner waren bei Svantozik. Die übrigen kletterten nun in die Kampfkrüstung, die gleichzeitig als Raumanzug wirksam war. Der Donarr trug einen Atomgranatwerfer auf seinem breiten Rücken, den ein Mann bediente. Die Gorzani schleppten einen schweren Strahler, der plötzlich in Wirklichkeit gar nicht mehr schwer war.

Sie standen in der ewigen, sternenlosen Nacht. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Beleuchtung, und erst jetzt trat aus dem Dunkel das rote Glühen der am Himmel ziehenden Gaswolken und Meteore hervor. Die Schwerkraft zu ihren Füßen war so gering, daß sie fast gewichtslos wurden.

Die Instrumente zeigten weit vorn eine atomgetriebene Energiezentrale an. Flandry nickte grimmig. Er forderte:

„Faßt euch gegenseitig bei den Händen, damit wir uns nicht verlieren.“

Am nahen Horizont wurde jetzt die rote Sonne sichtbar, stieg schnell empor und verbreitete ein geisterhaftes Licht. Sie ließen die Hände los und drangen einzeln weiter vor, jede Spalte als willkommene Deckung benutzend. Aber auf der einsamen, steinigen und toten Welt waren sie nichts als Schatten unter Schatten.

Und dann standen sie am Rand eines großen Kraters. Sie sahen hinab auf die Kuppel der Merseier. Wie ein Heiligenschein schimmerte der Energieschirm, der herabschwebende Meteore ablenkte. Zwei Kilometer davon entfernt

stand Svantoziks Schiff, ein plumper, schwarzer Schatten. Aber auch noch ein anderes Schiff ruhte im Krater, die Kanonen auf Svantoziks Jacht gerichtet: ein Kreuzer von unzweifelhaft merseiischer Herkunft.

Der letzte Beweis!

Flandry blieb in der Deckung liegen und lauschte in seine Kopfhörer. Die Stimme Svantoziks war laut und deutlich:

„... nein, meine Gebieter, ich kam aus eigener Initiative. Die Lage auf Vixen ist so ernst, daß ein direkter Bericht unerläßlich erscheint. Ein Umweg über Ardazir schien mir nicht ratsam, außerdem ...“

Der Wolf versuchte, Zeit zu gewinnen, bis Flandry Stellung bezogen hatte. Die Energieschirme reichten nicht bis zur Oberfläche herab. Flandry und seine Leute krochen weiter vor, glitten unter der Strahlenglocke hindurch und näherten sich der Kuppel.

„... Ihr seht also, meine Herren Gebieter, daß die Terraner auch auf Vixen ...“

Die Stimme Svantoziks wurde plötzlich von einer anderen unterbrochen und übertönt. Sie sprach merseiisch, aber mit einem fremden Dialekt.

„Alarm! An die Waffen! Wir werden angegriffen!“

Flandry erstarrte.

„Der Ardazirho ist auf ihrer Seite. Vernichtet ihn!“

Das war die gleiche Stimme.

Fast in der selben Sekunde noch verließ ein blendender Energiestrahл die Kuppel des Feindes und fand sein Ziel. Das Schiff des Wolfes glühte auf – und verschwand.

Flandry war zu erschüttert, um sich sofort rühren, zu

können. In seinem Herzen waren ein schneidender Schmerz und ein tiefes Bedauern, aber es galt nicht so sehr den beiden eigenen Männern, die eben gestorben waren, sondern Svantozik.

Dann gab er ein Zeichen.

Der Atomwerfer spie. Das Geschloß traf nicht den Dom, sondern das Schiff der Merseier. Es brach auseinander, und die Trümmer fielen auf die Oberfläche des Asteroiden.

„Angriff!“ befahl Flandry.

Noch einmal sprach der Granatwerfer. In der Kuppel erschien plötzlich ein rundes Loch; Luft strömte aus und kondensierte sofort zu Eiskristallen. Wie Nebel senkte sie sich herab.

Nur wenige Merseier hatten den Raumanzug an. Sie drangen aus dem Dom und stürmten ihnen in hohen Sätzen entgegen.

Noch war der Gegner in der Überzahl, aber allmählich wurde dieser Umstand ausgeglichen und wendete sich sogar zugunsten der Terraner und ihrer Verbündeten. Der Donarr hatte den Werfer abgelegt und stürzte sich mit seinen gewaltigen Kräften waffenlos auf die Merseier. Die Gorzuni hielten den schweren Strahler und feuerten ununterbrochen. Der Scothanier lag wohlverborgen in seiner Deckung und suchte mit großer Sorgfalt seine Ziele.

Die Terraner gewannen den Kampf.

Und doch ...

Woher hatten sie gewußt, was gespielt wurde? Wer hatte sie gewarnt? Konnte es möglich sein, daß ...?

Ja!

Jetzt sah Flandry den dunklen, schmalen Schatten, der

sich am Rande des Kraters gegen den roten Schein der Sonne abhob.

Aycharaych war hier!

Noch während Flandry aufsprang und sich abstieß, verschwand der Telepath unter dem Horizont. Flandry folgte ihm schwebenden Fluges; er ahnte, wohin Aycharaych sich wenden würde, jetzt, da er alles wußte, was menschliche Gehirne auf dem Asteroiden gedacht hatten.

Vor ihm lag nun ein zerrissenes Trümmerfeld. Irgendwo war der Gegner verborgen. Und dann hörte er seine Stimme ruhig und voller Ironie und Überlegenheit.

„Du kannst dich hier schneller bewegen als ich, seltsam. Damit dürftest du eher bei deinem Schiff sein und kannst deine Leute warnen. Aber ich will dafür sorgen, daß du es doch nicht kannst, indem ich deinem Leben die Vollen-  
dung gebe, Captain.“

Flandry verbarg sich im Schatten der Felsen. Er vermeinte, deren eisige Kälte durch den Anzug zu spüren.

„Du hast es oft genug versucht, Aycharaych.“

„Stimmt. Damals, als wir uns auf dem Kristallmond verabschiedeten, dachte ich, es sei für immer gewesen. Ich kannte Fenross und wußte, daß er dich zum Jupiter schicken würde. Horx hatte meine Befehle erhalten, aber er arbeitete nicht gut genug. Du kamst nach Vixen, und das war schlecht für uns. Man sollte dich nicht unterschätzen, Flandry. Aber ich werde diesen Mißstand korrigieren.“

Der Agent sprang mit einem Satz aus dem winzigen Krater.

Die Waffe des Telepathen spie den Energiestahl aus – und mehr wollte Flandry nicht. Nun wußte er, wo sich der

Gegner verborgen hielt. Ein beruhigender Gedanke, zu wissen, daß ein Wesen, das Gedanken las und zwei Rassen beherrschte, auch Fehler machen konnte.

Er prallte mit Aycharaych zusammen. Hart griff er zu. Dessen Pistole wirbelte davon und segelte über den Horizont hinaus. Schnell griff Flandry nach seiner eigenen. Aber der Telepath hatte die Absicht schon erraten. Seine Hände umklammerten Flandrys Handgelenk. So standen sie dicht beieinander. Schnell sank die Sonne wieder herab, denn der Asteroid drehte sich geschwind um seine Achse. Würde es dunkel, konnte Flandry nichts mehr sehen.

Aycharaych stellte ein Bein hinter die Füße Flandrys und stieß diesen zurück. Aber der Terraner fiel langsam genug, um seinen Gegner mitzuziehen. Gemeinsam rollten sie einen sanften Abhang hinab. Dabei gelang es Flandry, den anderen mit seinen Beinen einzuklemmen und beide Hände freizubekommen.

Ein harter Ruck ...

Aycharaych stöhnte auf und wehrte sich nicht mehr.

„Ich fürchte, du hast mir den Arm gebrochen, Captain. Ich werde mich ergeben müssen.“

„Das tut mir leid“, gab Flandry zurück. „Das wollte ich wirklich nicht.“

Der Telepath seufzte kummervoll.

„Da bin ich zum Schluß nicht von einem Wesen besiegt worden, das meinem Geist noch überlegen ist, sondern von dem puren Zufall, daß mein Gegner auf einem Planeten mit größerer Gravitation zu Hause ist. Ich werde mich nur schwer mit dieser Tatsache abfinden können.“

Flandry nahm seine Strahlpistole und schweißte seinen

metallinen Arm an den des Gefangenen. Er durfte nun kein Risiko mehr eingehen.

„Nun wäre ich für eine Erfrischung wirklich dankbar“, sagte Aycharaych leicht amüsiert. Er schien seine Niederlage vergessen zu haben. „Und noch etwas möchte ich dir verraten, da du es ohnehin bald wissen wirst: die Herrscher der Urdahu werden in fünf Tagen zur Befehlsentgegennahme hier eintreffen. Sie werden sich sicherlich wundern, niemand vorzufinden.“

Flandry überkam für einen Augenblick ein grandioses Gefühl. Ein einziger Schuß jetzt, und der Angriff der Merseier und Ardazirho brach zusammen, denn sie hatten keinen Führer mehr. Aber dann sagte er nur:

„Gehen wir, Aycharaych. Ich habe noch viel Arbeit vor mir.“

## *18. Kapitel*

Es war später, sehr viel später ...

Cerulia lag nicht auf dem geraden Weg zwischen Syrax und Terra, aber Flandry nahm sich die Zeit zu einem kleinen Abstecher. Eigentlich wußte er selbst nicht, warum er das tat.

Er landete auf dem Raumhafen.

„Chives, du wartest hier. In einigen Stunden bin ich zurück. Diesmal besteht keine Gefahr.“

Mit einem Lufttaxi flog er nach Garth.

Schnell fand er das kleine Haus.

Cat erwartete ihn bereits. Sie sagte mit Innigkeit:

„Ich bin froh, daß du kommst. Fast hätte ich geglaubt, du wärest tot.“

„Ich war ziemlich nahe daran, ein- oder zweimal, Cat.“  
Sie nahm seinen Arm. Sie gestand:

„Aber dann wieder kann ich mir nicht vorstellen, daß du sterben könntest. Dazu bist du viel zu lebendig.“

Sie führte ihn ins Haus und schloß die Tür.

Im Wohnzimmer ließen sie sich nieder.

„Du hättest etwas von dir hören lassen können“, sagte sie mit leichtem Vorwurf. „Als die Ardazirho Vixen verließen, kehrten wir sehr schnell zum normalen Leben zurück.“

„Ich hatte viel zu tun“, entschuldigte er sich.

„Und nun ist alles vorbei?“

„Bis zum nächstenmal – ja.“

Sie seufzte. „Was ist nun wirklich geschehen?“

Er nahm den Whisky und trank ihr zu. Dann erzählte er:

„Eine lange Geschichte, Cat – ich will es kurz machen. Als der Initiator des Krieges verschwand, brach mit unserer Hilfe auf Ardazir die Revolution aus. Die Urdahu wurden abgesetzt, aber alle Truppen wurden auch von Vixen abgezogen, um den Heimatplaneten gegen einen Angriff zu verteidigen. Walton folgte ihnen, aber er griff sie nicht an. Doch allein seine Anwesenheit brachte den Frieden. Dann verbündeten sie sich mit uns und trieben die Merseier aus dem Syraxnebel. Die Merseier waren zu Verhandlungen bereit. Syrax gehört nun zum terranischen Empire.“

Ihre Augen leuchteten. Sie fragte: „Euer Empire – es wird nicht untergehen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Jetzt nicht mehr, nicht durch die Hand sinnloser Zerstörer. Die Gefahr hat die verweichlichten Söhne der Erde hart werden lassen.“

Trotzdem werden wir Syrax niemals als Angriffsbasis gegen die Merseier benutzen. Es wird nur ein Stützpunkt sein, ein Wachposten. Immerhin hat der Friede uns einen hohen Preis gekostet. Die Merseier verlangten den Austausch aller Gefangenen. Verstehst du? *Aller* Gefangenen! Mit anderen Worten: sie bekamen Aycharaych frei.“

Cats Augen weiteten sich vor Schreck.

„Keine Sorge“, beruhigte Flandry das Mädchen. „Ich hatte Gelegenheit, ihn vorher zu sprechen. Er ist ein nützlicher Philosoph geworden. Ich glaube nicht, daß er noch einmal einen neuen Krieg entfesseln wird. Immerhin – du kannst dir vorstellen, daß ich müde bin.“

Sie lehnte sich an ihn. Und sie riet:

„Du solltest dir eine Ruhepause gönnen, Dominic.“

Er sah sie lange an, dann senkte er den Blick. Er entschloß sich, ihr die Wahrheit zu sagen.

„Ich kam nur, dir Lebewohl zu sagen, Cat.“

„Was...?“ stammelte sie. „Aber Dominic, ich ...“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, ich kann nicht bleiben. Es wäre unfair dir gegenüber. Ich gehöre nicht zu der beständigen Sorte der Geschöpfe. So ist es nun einmal. Ich mag dich gern – aber ich werde dich niemals für immer lieben können. Wer seine Wahrheit kennt, soll sie nicht verschweigen. Fairneß über alles!“

Er stand auf und stellte das leere Glas auf den Tisch.

In ihren Augen waren Tränen. Er küßte ihre Tränen fort. Dann hielt er sie in seinem Arm, sah sie an.

„Was du getan hast, Cat, war viel. Noch deine Kinder und Kindeskindern werden davon berichten. Und ganz da-

von abgesehen – wir beide haben auch glückliche Stunden verlebt, nicht wahr? Seien wir dankbar dafür.“

Er küßte sie zum letztenmal und ging davon, ohne sich umzusehen.

Während des Fluges zum Raumhafen dachte er plötzlich an seine Wette mit Ivar del Bruno.

Eigentlich war die noch nicht erledigt, gestand er sich ein. Also – nicht gezaudert; Nachlässigkeit ist nichts für einen ordentlichen Charakter ...

ENDE